

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei im's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Bentzstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat November eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

nebst der wöchentlich erscheinenden Gratisbeilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 M. 35 Pf. pro Monat, 85 Pf. pro Woche. Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie von der Expedition unseres Blattes, Zimmerstraße 44, entgegen genommen.

Für außerhalb nehmen sämtliche Postanstalten Bestellungen an.

Die Redaktion und Expedition

des „Berliner Volksblatt“.

„Schöppenstederei.“

Eblich ist das richtige Wort gefunden, welches die politische Aktion der herrschenden Parteien im Deutschen Reich treffend bezeichnet.

Das ein konservatives Blatt, ja das leitende Blatt der deutsch-konservativen Partei, die „Konf. Korresp.“, das treffliche Wort auf den Schild erhoben hat, thut nichts zur Sache, ja, es wird sogar der Werth desselben dadurch noch erhöht.

Das Wort soll hier bedeuten, daß die einzelnen Parteien über ihre speziellen spezialbürgerlichen und junkerlichen Sonderinteressen das große Ganze aus dem Auge ließen, und sich gegenseitig beschützten. Das Blatt hat speziell dabei die beiden konservativen und die nationalliberalen Partei im Auge, und es hat in der That so recht.

Haben denn diese Parteien ein Sonderprivilegium? Wahrscheinlich nein! Es ist eine einzige graue Rouleur — nur daß die Konservativen etwas mehr ins Schwärzliche, die Nationalliberalen etwas mehr ins Weißliche schimmern. Gräßlich sind sie beide.

Deshalb ist es in der That nichts als Schöppenstederei, wenn diese Parteien sich nicht schon längst zu gemeinsamem reaktionären Handeln verschmolzen haben.

Die „Konf. Korresp.“ verlangt aber diese Verschmelzung nicht einmal direkt. Sie verlangt nur ein vorläufiges gemeinsames Wahlprogramm, zu dem sich die drei reaktionären Fraktionen zur gegenseitigen Unterstützung verbinden sollen.

1) Sicherstellung unseres Heerwesens. — Mit beiden Weinen werden die Nationalliberalen ins Septennat, und

wenn gewünscht wird, auch ins „Meternat“ hineinspringen, und zur höheren Ehre der Reaktion werden die Herren Hammerstein und v. Benda einen Ranken auf den Krümmern des Parlamentarismus tanzen.

2) Fester Zusammenschluß gegen die Sozialdemokratie. — Ist derselbe noch nicht fest genug zwischen den drei genannten Parteien? Wollten doch verschiedene Nationalliberale schon bei der jüngsten Verlängerung eine fünfjährige Dauer desselben; erklärten einige sogar, für ein fortwährendes Ausnahmengesetz stimmen zu wollen. Und dennoch immer keine völlige Einigung mit Kleist-Rhadow und Söder. Das ist allerdings die ausgeprägteste „Schöppenstederei“!

3) „Positive Sozialreform“ — bis jetzt haben die Nationalliberalen immer mit den Konservativen für dieses zweifelhafte, noch niemals richtig definierte Ding gestimmt. Gut wäre es einmal, wenn von konservativer oder Regierungsseite deutlich und klar mitgeteilt würde, was man denn eigentlich unter „positiver Sozialreform“ versteht. Ist dies erklärende Wort einmal gesprochen, so wird man finden, daß konservativ und nationalliberal auch nach dieser Richtung hin dasselbe bedeuten und daß nur schöppenstedische Unkenntnis den einen oder den andern Theil von vollständig gemeinsamen, auf dem Söder'schen Boden des praktischen Christenthums stehender Handlung abgehalten hat.

Angemessene Branntwein- oder Rohspiritusbesteuerung. Sind es doch gerade die Nationalliberalen gewesen, welche diese Art Besteuerung sofort anregten, als das Monopol gefallen war! Sie sind ja längst mit der Reaktion hierin ein Herz und eine Seele und haben auch neuerdings noch auf einem ihrer Parteitage ausdrücklich erklärt, daß der Branntwein um weitere 80 Millionen Mark jährlich bliuen müsse.

Was will man denn nun von konservativer Seite mehr von den nationalliberalen Bundesbrüdern? Sie sollen keine „Schöppenstederei“ treiben, sie sollen keine Sondergrillen haben. Dieses Verlangen ist auch ganz in der Ordnung. Ist doch schon die Beilegung des Namens: nationalliberal seitens dieser Partei die reine „Schöppenstederei“. Die Konservativen haben ein Recht darauf, zu verlangen, daß die Nationalliberalen diesen gleichbedeutenden, unwahren Namen endlich ablegen und sich offen auch für das ausgeben, was sie sind.

Aber sonst können doch die Konservativen mit ihren Bundesbrüdern völlig zufrieden sein. Sie bücken sich vor dem Fürsten Bismarck fast noch tiefer, als selbst die Konservativen; sie begeistern die oppositionellen Elemente im Reich noch mehr und renegateneifriger, als die Konservativen. „Rein Liebchen, was willst du noch mehr?“

„Der sich unterthänigst für die freundliche Rücksichtnahme bedankt!“ erschalle eine zornige, polternde Stimme, und die hohe Gestalt des alten Oberförsters stand vor dem erschrockenen Liebespaar. „Wer ist denn das, der sich da untersteht, in einem solchen Lohne zu meiner Tochter zu reden?“

„Ein rechtschaffener Mann, der es von Herzen bedauert, Ihnen gerade so zuerst gegenüber treten zu müssen,“ antwortete der Obergärtner des Herrn von Brandenstein mit bescheidener aber fester Stimme. Er war wohl etwas bloß geworden bei der unermutheten Ueberrumpelung, doch seine Haltung nur noch bemuhter und männlicher als zuvor, und sein Auge richtete sich ohne Furcht auf das zornglühende Gesicht des alten Herrn.

„Zum Teufel, Herr,“ polterte dieser, „ein rechtschaffener Mann — das kann Jeder sagen — Redensarten! — Ich will wissen, wer Sie sind — was Sie hier treiben — was Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen haben!“

„Er ist der muthige Mann, der mir das Leben gerettet hatte, Papa!“ kam ihm Helene mit schmeichelnder Stimme zuvor, indem sie einem allerdings ziemlich barsch zurückgewiesenen Besuch machte, ihre Arme um den Hals des Vaters zu legen. „Wenn Du mich lieb hast, solltest Du ihn doch etwas freundlicher behandeln.“

„So?“ meinte der Oberförster mit lang gezogenem Gesichte. „Denkt man sich auf diese Weise dafür bezahlt zu machen! — Aber darf ich nun endlich erfahren, mit wem ich eigentlich das Vergnügen habe?“

„Ich heiße Nikolaus Berner und bin gegenwärtig der Obergärtner des Herrn von Brandenstein.“

„Wie — was? — Ich habe mich doch wohl verfehrt?“ Berner — sagen Sie — und Gärtner? Und Sie besitzen wirklich die ungläubliche Unverschämtheit —

„Halten Sie ein, Herr von Ruggenhagen!“ unterbrach ihn der junge Mann mit ruhiger Fügigkeit. „Ich bestreite Ihnen nicht das Recht, über mein Einbringen an diesen Ort ungehalten zu sein und mir deshalb Vorwürfe zu machen; aber ich bitte Sie dringend, sich durch die Aufregung dieses Augenblicks nicht zu Verleibungen hinreißen zu lassen, die nicht nur mich, sondern auch das Haupt Ihres Kindes treffen.“

Im Uebrigen aber hat die „Konf. Korresp.“ mit der „Schöppenstederei“ recht, die wohl die Nationalliberalen am schärfsten, doch auch die anderen Parteien, vorzüglich die Konservativen, gleichfalls trifft. Was ist denn eigentlich „Schöppenstederei“? Wenn man über kleine, egoistische Dingen die Allgemeinheit, das allgemeine Wohl hin- und her ansieht! Man kann diese Politik auch Parteipolitik nennen.

Strebt denn die konservative Partei mit ihren Schnapssteueranschlägen, mit ihren Getreidezöllen, mit ihren Sp. und Schmalzöllen u. s. w. für das allgemeine Wohl? Mit nichts! Es leuchtet aus allen ihren Theilen die direkte Fürsorge für den Großgrundbesitzer hervor.

Und das Zentrum? St. Peterspolitik treibt dasselbe, also eine etwas höhere Richtungsrichtung. Das allgemeine Wohl wird auch hier unter diese Allerwelt'schöppenstederei gebengt.

Mit den Nationalliberalen sind wir schon fertig. Die kleineren übrigen Parteien: Bismarck, Polen, Cassirer u. s. w. sind sämtlich in ihren speziellen Vorurtheilen und Behältnissen befangen, daß man von denselben gar keine Politik für das allgemeine Wohl verlangen kann.

Wiebe nur noch die freisinnige Partei übrig. Daß dieselbe gleichfalls einseitige Interessen verfolgt, ist in unserem Blatte schon oftmals auseinandergesetzt worden. Daß ihr anerkannter Führer besonders ganz spezielle Parteipolitik treibt, wissen unsere Leser auch. Daß ein weiterer, und der klügste Führer der Partei auch heute noch die gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Zustände für gut und nothwendig erachtet, haben wir noch vor nicht langer Zeit hier nachgewiesen; daraus geht hervor, daß wir es hier erst recht mit einer Partei zu thun haben, welche aus egoistisch realistischen Gründen das Wohl der Allgemeinheit vernachlässigt. —

Die Partei, der wir angehören, die Arbeiterpartei, wollen wir hier nicht weiter loben. Sie steht über der „Schöppenstederei“, sie kümmert sich nicht viel um Kleinliche Fragen, sie strebt die Verbesserung der Lage der großen Masse des Volkes an, sie will somit das Allgemeinwohl, das Wohlergehen Aller. Sie wird auch über die politische „Schöppenstederei“ den endgiltigen Sieg davon tragen, das verbürgt schon die allgemeine Kulturentwicklung, welche mit festem Schritte über sämtliche Kleinliche und egoistische Bestrebungen dahingehet. —

Daß ein konservatives Blatt für solche Bestrebungen ein so hübsches allgemeines Wort erfunden hat, ist nur zu loben:

„Schöppenstederei.“

Rein Verhalten hat Label verdient; aber es rechtfertigt keine Beschimpfung!

Durch all' den Ingrimm, mit welchem der alte Mann den klünnen Sprecher betrachtete, schimmerte es wie Staunen und sogar Bewunderung hindurch. Er ließ ihn bis zu Ende reden und sagte dann mit wirklich gemildeter Festigkeit:

Ihre Schlagfertigkeit läßt in der That nichts zu wünschen, mein Herr Meier oder Müller, und wenn es wahr ist, was mir das thörichte Ding da sagt, daß Sie es sind, der ihr das Leben gerettet hat, so will ich Ihnen auch beweisen, daß ein Edelmann einen ihm geleisteten Dienst weit über die Gebühr zu belohnen weiß. Ich will Sie unbehelligt aus meinem Garten gehen lassen, will Ihnen morgen durch meinen Bedienten eine entsprechende Geldentschädigung senden und will Ihnen die Strafe, die jeben Anderen auf der Stelle getroffen hätte, erst für den Fall in Aussicht stellen, daß Sie es jemals wagen sollten, Ihre waghätigen Annäherungsversuche an meine Tochter zu wiederholen!

Jetzt antwortete Berner nicht sogleich. Man sah es ihm an, wie schwer und gemaltig er mit seiner inneren Erregung kämpfte und wie nahe er daran war, mit heftigen Worten aufzubrechen.

Helene, die sich bis dahin ganz still zur Seite gehalten hatte, ohne aber einen Blick von Berner's Gesicht zu wenden, bemerkte diese Gefahr sehr wohl, und suchte denselben zuvorzukommen, indem sie sich an ihren Vater wandte.

„Papa! Du behandelst diesen Herrn in einer Weise, die er wirklich nicht verdient! Wenn in unserem Beisammensein an diesem Orte etwas Strafwürdiges liegt, so trage ich allein die Schuld und —“

„Schweig,“ unterdrückte sie der Oberförster kurz und barsch. „Du bist ein thörichtes Kind, und das mit seiner Freiheit nichts anzufangen gewußt hat, und das ich fortan unter strenger Aufsicht nehmen will. Die Geschichte ist zu albern, als daß man ein erschütterndes Wort darüber verlieren sollte; aber läte Dich, mich noch einmal mit einer einzigen Silbe an diese Kluderei zu erinnern!“

Mit flammenden Augen hatte Berner zugehört; jetzt

Feuilleton.

Redigiert von [Name]

[12]

Im Hause des Verderbens.

Kriminalroman.
Von Reinhold Ortman.

„Daß es mir doch selbst der Papa, obwohl er noch nie eine Unwahrheit aus meinem Munde gehört hatte, in der ersten halben Stunde gar nicht glauben wollen, daß ein einzelner Mann, der nicht Stallmeister oder etwas Derartiges sei, solche Geldkisten vollbringen könnte.“

„Ach, Nikolaus, wie glücklich bin ich, daß ich, einer dunklen, unbestimmten Eingebung folgend, ihn damals mit allen Kräften davon abhielt, nach dem unbelasnten Retter zu forschen, der mir selbst entchwunden war, noch ehe ich in meiner Bekürzung Zeit gefunden hatte, ihm zu danken und ihn um seinen Namen zu befragen! Ich wußte ja, daß ich ihn wiedersehen würde — daß ich ihn wiedersehen müßte, und ich wollte nicht, daß mein Vater den Versuch machte, ihn in seiner Weise zu belohnen, und damit für sich eine Sache abzuthun, die meiner Ueberzeugung nach nie abgethan werden konnte. Habe ich da nicht in all' meiner Ehrlichkeit weiße gehandelt, mein Schatz? Ist es nicht ein Glück, daß ich im entscheidenden Augenblick immer noch die Erinnerung an die untilgbare Dankeschuld gegen Dich in die Waagschale werfen kann? Darauf habe ich jetzt meine größten und stoltesten Hoffnungen gesetzt!“

Ihre Zuversicht ging nicht auf ihren Begleiter über und er schüttelte erst das Haupt.

Nicht einem Zufall will ich Deinen Besitz verdanken, Helene, sondern meinem eigenen Werth. Darum brauchst Du von jenem Vorgange niemals etwas zu erfahren! — Aber wir sind bei alledem von unserem ersten Gegenstande abgekommen. Du mußt Dich an den Gedanken gewöhnen, Geliebte, daß wir uns in der nächsten Zeit nicht anders wiedersehen dürfen, als wenn uns der Zufall zusammenführt. Ich schulde das schwere Opfer Dir und Deinem Vater.“

Zur Lage des großen und kleinen Grundbesitzes.

Ein Schüler Schäffers, Rußland, hat neuerdings eine Schrift veröffentlicht, welche eine sehr beachtenswerthe Kritik unserer aristokratischen, lediglich dem Großgrundbesitz zu gute kommenden Agrarpolitik enthält.*)

Rußland zählt zunächst den Nachweis, daß es nicht der große, sondern der kleine landwirtschaftliche Besitz ist, der am meisten dem wirtschaftlichen Ruin verfallt. So heißt es in der bekannten badischen Enquete: „Fast überall hat sich ergeben, daß prozentual am höchsten die untersten Besitzgruppen (mit Schulden) belastet sind, daß dagegen die prozentuelle Belastung mit der Größe des Besitzes zum Theil sehr rasch abnimmt und in der obersten Gruppe oftmals nahezu verschwindet.“ Es beträgt z. B. für die Gemeinde Könnigsbach die Belastung 48 Prozent bei den Besitzungen von 2-5 Hektaren, 21 Prozent bei 5-10 Hektaren, und nur 0,67 Prozent bei 10 bis 20 Hektaren. Für die Gemeinde Sindoltsheim 72 1/2 Prozent bei 0,0-0,25 Hektaren, 45,8 Prozent bei 2 bis 5 Hektaren, 23 Prozent bei 5-10 Hektaren, 9 1/2 Prozent bei 10-20 Hektaren, und nur 0,86 Prozent bei 50-100 Hektaren. Die gleiche Regel der Erbschneidung, wonach im allgemeinen die Vererbung der Risse zunimmt mit der Kleinheit des Besitzes, zeigt auch die badische Statistik über die im Laufe eines Jahrzehnts vorgekommenen Zwangsversteigerungen. Von den 263 rein landwirtschaftlichen und Laendhnerbestimmungen, welche in den Jahren 1873 bis 1882 zur Versteigerung kamen, vertheilten sich 34 pCt. auf die Besitzungen bis zu 0,5 Hektaren, 24 pCt. auf die Besitzungen von 0,5-1 Hektar, 22 pCt. auf die Besitzungen von 1-3 Hektaren, und nur 20 pCt. entfielen auf die Besitzungen von über 3 Hektaren.

Aus Elßaß, Lothringen berichtet Reigenthaier, daß insbesondere die Lage der kleineren Landwirthe seine günstige sei und dieselbe mit derjenigen Badens übereinstimmend angenommen werden dürfe. Bezeichnet man für Bayern die Anwesen bis zu 10 Hektaren als kleine, über 10-100 Hektaren als mittlere und über 100 Hektaren als größere, so fallen im Jahre 1884 auf den kleinen Besitz 78,9 pCt. aller Zwangsversteigerungen, dagegen nur 21 pCt. auf den mittleren und 0,07 pCt. auf den größten Besitz.

Das gleiche Erbschneidungsgesetz findet sich auch für den Norden, wie speziell für Brandenburg, bestätigt durch die Untersuchungen des Freiherrn von Canstein. Nach denselben sind die größeren Besitzungen auf gutem Boden noch immer in guter Lage; die mittleren Rahrungen halten sich; die Hädner dagegen befinden sich meist in einer unüberwindlichen Schuldenlast. Die Verschuldung, auf 100 Mark Besitzwerth berechnet, giebt bei Besitz über 100 Morgen bis zu 40 pCt., bei Besitz von 30-100 Morgen bis zu 70 pCt., bei Kleinbesitz unter 30 Morgen bis 120 pCt. im Durchschnitt ganzer Kreise. Canstein bemerkt deshalb ausdrücklich, daß in der Mark Brandenburg das Verhältnis der Verschuldung der einzelnen Besitzkategorien zu einander ähnlich ist wie in Baden: je größer der bäuerliche Besitz, desto geringer die Schulden.

So weit Rußland. Sind diese Zahlen aber richtig, so bilden sie einen neuen schlagenden Beleg dafür, daß die Politik unserer Agrarier nicht im entferntesten dazu geeignet ist, den unüberwindlichen Nothstand auf dem Lande zu heben. Diese Politik in allen ihren verschiedenen Bestrebungen läuft bekanntlich immer und immer wieder hinaus auf eine Erhöhung der Preise der landwirtschaftlichen Produkte. Die Agrarier sind Schutzzöllner, weil sie den Inlandspreis durch die Erbschneidung der Zukunft heigern wollen. Die Agrarier sind Bimetallisten, weil sie durch Vermehrung des Geldumlaufes mehr für ihre Erzeugnisse zu erlangen hoffen. Die Agrarier wollen also dem Landwirth als Verkäufer einen Ertrag gewinnen verschaffen. Verkäufer ist aber hauptsächlich der große Besitz, der von der heutigen Krise am wenigsten betroffen ist; dieser verkauft vollrecht sein ganzes Produkt, jedenfalls den größten Theil und gewinnt dementsprechend. Der kleine Besitz leidet am meisten, aber er verkauft am wenigsten, weil er fast alles für die eigene Wirtschaft, nicht für den Markt produziert; von der Steigerung der Verkaufspreise hat also der kleine Mann auf dem Lande fast gar nichts — und gerade er hat es am allerbedürftigsten.

Die landwirtschaftlichen Schutzzölle und die Doppelwährung, was man sie sonst beurtheilen wie man will, werden also nichts dazu beitragen, die Noth der in Deutschland so überreichlich vertretenen Kleinbesitzer zu mildern, sie werden den tausenden und abertausenden dem Untergange zutreibenden

kleinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen nichts helfen. Dagegen werden sie dem Großgrundbesitz einen neuen Vorzug, eine neue Quelle seines Uebergewichtes zu den alten erschließen. Die Rußland'schen Zahlen liefern einen neuen Beleg zu dieser im Reichstag so oft hervorgehobenen Wahrheit.

Politische Uebersicht.

Staatsbahnen und Eisenbahnunfälle. Die Ueberanstrengung und Ueberbürdung der Eisenbahnbeamten wird von der Eisenbahnverwaltung nicht widerlegt, vielmehr soll gegen diejenigen, welche jene Anschuldigungen erhoben oder verbreitet haben, strafrechtlich vorgegangen werden. Man wird sich also auf eine hübsche Jagd von Broschüren gefaßt machen müssen. Freilich dürften diese Broschüren auch manches Licht auf die Arbeiterzustände beim heutigen Staatsbahnsystem werfen.

Von einer eigenthümlichen Erneuerung in unserer Selbstverwaltungspolitik wird in verschiedenen Blättern berichtet; es besteht in einer Art von — Schulengemmen. Einem in der Nähe Berlins von der Gemeindevertretung zum Gemeindevorsteher erwählten Landbewohner soll zugemutet worden sein, vor dem versammelten Kreisausschuß ein förmliches Examen zu bestehen, und die Befähigung dieser Ehrenämter soll von dem Bestehen dieses Examens abhängig gemacht worden sein. Solche Befähigungen sollen in verschiedenen Ortschaften bereits abgehalten worden und sogar ein Kandidat des Schulamtes bereits „im Rechnen durchgefallen“ sein. Es wäre wohl interessant, zu erfahren, worauf sich diese neue Forderung eines Schulengemmens gründet, von der unsere Gesetzgebung nichts weiß.

Ein Landrath in Ostpreußen. Der „Freis. Bl.“ gehen aus dem Kreise Angerburg von unverständlicher Seite Mittheilungen zu, welche auf die jetzigen Verwaltungszustände in Ostpreußen ein grelles Schlaglicht werfen. Der Landrath des Kreises Angerburg, v. Rannewurff, hat wiederholt Gutsbesitzer, welche Ehrenämter in der Kreisverwaltung versehen, zum Duell herausgefordert und zwar unter Besugnahme auf Verfügungen, welche die genannten Gutsbesitzer in ihrer amtlichen Stellung beziehungsweise in Wahrung der Interessen des Kreises gethan haben. In Folge dieses Verhaltens des Landraths hat der gesamte Kreisausschuß bei dem Regierungspräsidenten Beschwerde geführt. Die Beschwerde ist schon vor Monaten abgehandelt, bis jetzt aber ohne Bescheid geblieben. Gleichwohl hat das älteste Mitglied des Kreistages bei der Staatsanwaltschaft die strafgerichtliche Verfolgung des Landraths wegen Herausforderung beantragt. Auf den Antrag aber ist ein abschlägiger Bescheid sowohl seitens der Staatsanwaltschaft in Lyck wie auch des Oberstaatsanwalts in Königsberg (Sa.) erfolgt, weil der Landrath als Landbesitzesinhaber in Duellfragen nur der Rittlingsgerichtsbarkeit unterliege!

Cholera. Nach einigen Mittheilungen sollten in Mainz Fälle von Cholera vorgekommen sein. Die „Berl. Vol. Nachr.“ lassen sich über die choleraverdächtigen Fälle wie folgt aus: „Bis jetzt ist aus der Umgegend von Mainz signalisirten choleraverdächtigen Fällen läßt sich ein abschließendes Urtheil selbstverständlich erst nach völliger Klarlegung des Sachverhalts gewinnen. Belästigt wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß, wenn man bei den in Rede stehenden Fällen auch wohl kaum an übermäßigen Pflaumenkonsum denken darf, so doch zur jetzigen Jahreszeit am Rhein der sogenannte „Federweiß“ in hinreichenden Quantitäten konsumirt wird, um mitunter Krankheitserscheinungen von nicht unbedeutlicher Art und selbst letalem Ausgange hervorgerufen, die an Cholera erinnern können. Immerhin darf es dem größeren Publikum zu wesentlichen Beruhigung gereichen, daß amtlicherseits alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Demnachdem, Dank der exakten wissenschaftlichen Forschung, die Träger des Cholera-Antragsstoffes erkannt worden sind, ist den von der Behörde zu ergreifenden sanitären Maßregeln Ziel und Richtung schon im Voraus gegeben. An dem Erlolge ist — ihre strikte Durchführung vorausgesetzt — um so weniger zu zweifeln, als die jüngsten Choleraberichte österreichisch-ungarischer Provenienz deutlich erkennen lassen, in wie ausgesprochenem Abhängigkeitsverhältnis der Intensitätsgrad der Epidemie von der mehr oder minder nachdrücklich gehandhabten sanitären Aktion steht. Wien ist, Dank der getroffenen strengen Vorkehrungen, gänzlich feuchentfrei, in Pest und den übrigen insidirenden ungarischen Städten hat die Cholera mit dem Moment ihrer Ausbreitung angetreten, wo man sich zu einer schneidigeren Handhabung der gesundheitsbehördlichen Anordnungen entschloß. An der Hand solcher Erfahrungen brauchen wir wohl nicht zu besorgen, daß uns die Cholera im Ernst zu schaffen machen sollte.“

Die geplante Annexion Sachsens durch Preußen im Jahre 1866. Anlässlich des Ablebens des Grafen Bruch ist in Blättern in einem Rückblick auf die politische Thätigkeit desselben behauptet worden, Graf Bruch habe durch die Vermittelung Napoleon's III. Sachsen vor der Annexion durch

Preußen bewahrt. Diese Behauptung beruht, nach der „Magd. Bl.“ auf Irrthum. Richtig ist, daß Napoleon auf Anregung des Grafen Bruch im Jahre 1866 im preussischen Hauptquartier erklärte, er werde nicht zugeben, daß dem Könige von Sachsen ein Haar gekümmert werde. Dies geschah vor der Schlacht von Königgrätz. Nach der Schlacht brachte aber Napoleon zuerst eine Theilung Sachsens in Vorschlag, um bald darauf in der Besorgniß, daß die preussische Armee im Falle einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ihren Einzug in Wien halten könnte, die Selbstständigkeit Sachsens vollständig preiszugeben. Dieser letztere Entschluß Napoleon's wurde in Folge einer Störung der Telegraphen-Verbindung auf dem Kriegsschauplatz am 26. Juli erst einige Stunden nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in Nikolzburg bekannt. Unsere Konventionen waren unterbrochen, die Telegramme brauchten drei, mitunter sechs Tage, bevor sie aus den europäischen Residenzen ins Hauptquartier gelangten, weil die Linien vielfach abgebrochen waren.“ sagte Herr Bruch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 20. September 1866. Das Bedenken um die Erhaltung des sächsischen Staatswesens bedürft nicht dem Grafen Bruch und Napoleon III., sondern Österreich, welches dem Grafen Bruch am 22. Juli 1866 dem Fürsten Bismarck die rückhaltlose Erklärung abgab, seine Instruktion beschränke sich auf das doppelte Verlangen: Integrität des österreichischen Kaiserthums und Erhaltung des sächsischen Territorialbestandes; auf diesen beiden Forderungen müsse er beharren, während er in jeder anderen Beziehung carte blanche habe.

Sozialistische. Der Vorstand des Fachvereins der Metallarbeiter zu Chemnitz erließ folgendes Feserat: Dem Mitgliedern des Vereins theile ich folgendes mit: „Gegenwärtig, 24. Oktober 1886, Herr Carl Riemann hier. Da ich vom hiesigen Regimentskommando unterstehend kopirt Brief erhalte, sehe ich mich genöthigt, Ihnen meinen Saal zur Abhaltung eines Balles am 12. November nicht überlassen zu können. Hochachtung S. A. Vösch. — Copie. Herr C. Vösch hier. Das Regiment hat in Erfahrung gebracht, daß Sie Ihre Lokal am 12. November einem hiesigen Verein, welcher den sozialdemokratischen Tendenzen huldigt, zur Abhaltung eines Vergnügens überlassen wollen. Sie werden daher ersucht, umgehend ander zu berichten, ob dies auf Wahrheit beruht. In dem besagten Falle den Militärpersonen der Garnison auf immer die Erlaubniß zum Besuche Ihres Lokals entzogen werden würde. H. B. Barck, Premierlieutenant und Reg.-Adjutant.“

Sozialistisches. Aus Sachsen wird gemeldet, daß eine in Meissen beabsichtigte Volksversammlung, in der Herr B. Singer sprechen sollte, vom dortigen Stadtrath auf Grund § 9 des Sozialistengesetzes verboten wurde. In Chemnitz wurde der Polizei ein solches Verbot erspart, da die dortigen Sozialisten für eine Volksversammlung, in der ebenfalls Singer sprechen sollte, keinen Saal aufzutreiben konnten. — Das „Schwäbische Wochenblatt“, welches in Stuttgart erscheint, bringt folgende Notiz: Am vergangenen Sonntag Morgen trafen sich bei einem Frühstücken im Saale des „Adebergerhofes“ viele Freunde des Reichstagsabgeordneten J. G. W. Diez, um von demselben vor Eintritt seiner sechsmonatlichen Gefängnißstrafe Abschied zu nehmen. Große Reden und heitere Deklamationen wechselten mit einander ab, ebenso trugen einige Abschiedslieder zur Verschönerung des Morgens bei. Am Schluß des Frühstüchchens stimmten die Versammelten die Arbeiter-Marschlied an, und mit lebhaftem Händedruck wurde von Herrn Diez Abschied genommen. Herr Diez ging gesund wiederkehren; hoffentlich läuft dann der Frühstüchchens im nächsten Frühjahr, nach vollendeter Sitzung, ebenso gemüthlich ab, wie am vorigen Sonntag der Frühstüchchens, an dem sich auch drei Beheimatlichter betheiligten. — Kaiserlautern, 26. Oktober. Eine für morgen Abend einberufene öffentliche Versammlung der Maurer, Steinhauser und Gießer wurde auf Grund des Sozialistengesetzes vom Reichsthat verboten. Herr Bub aus Rannheim sollte in derselben über das Koalitionsrecht der Arbeiter sprechen.

Eigenzeitige, kindliche Sympathie. Ueber die „französische Orge gegen deutsches Spielzeug“ wird dem „Frankfurter Kurier“ ein in Nürnberg erscheinendes deutschfreisinniges Blatt, das Sonneberg folgendes geschrieben: „Ein Sonneberger Spielzeugfabrikant verfertigt mit seinen 4 bis 5 Arbeitern die bekannten Schulkuben, einen Artikel, welcher seit einem halben Jahrhundert besteht; die Knaben spielen auf den Schulbänken, der Lehrer mit der Riene eines Doctorschulgrannen doziert mit dem erhabenen Stoß soeben Geographie, indem er auf eine Landkarte deutet, welche in Miniaturausgabe an der Wand der Schulkube hängt. Gleichmüthig, wie unsere Fabrikanten sind, machen sie die Schulen mit französischem, englischem, spanischem Text, je nach der Nachfrage des betreffenden Landes. Auch den Lehrer läßt unser Fabrikant die Geographie seines Mutterlandes lehren, in der Schulkube für Frankreich hängt das Kontorfei des Landes. Für die französische Schulkube hatte nun der Sonneberger Fabrikant eine neue Landkarte herstellen lassen, und dabei ist ihm das Versehen passiert, daß

Genug ist davon — ich will keine Antwort! Du kennst meinen Willen — nun geh' auf Dein Zimmer! — Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Papa!“ Es war das erste Mal, daß sie das Zimmer verließ, ohne dem Vater die frischen, rothlippen Lippen zum Kusse zu bieten.

Oben auf ihrem Stübchen lehnte sie sich weit zum Fenster hinaus, von welchem man das Dach des Brandensteiners Schlosses aus den Baumwipfeln emporragen sah, und leise flüsterte sie mit trotzig aufgeworfenen Lippen in die Nacht hinein:

„Und wenn ich aus diesem Hause fliehen müßte — ich lasse ihn nicht!“

X.

Regungslos und mit geschlossenen Augen lag der alte Herr von Brandenstein auf seinem altmodischen, ritzigem von dichten Vorhängen umschlossenen Bette. Der grauhaarige Kammerdiener mit verdiehltem Gesicht sah in einer Ecke des Zimmers schweigend und augenscheinlich mit seiner Müdigkeit kämpfend, während Elisabeth dicht am Bett ihren Platz genommen hatte, daß sie durch die Öffnung der etwas zurückgezogenen Vorhänge das Gesicht des Schlafenden oder Bewußtlosen freis beobachten konnte. Nichts unterbroch die unheimliche Stille des Krankenzimmers, als das Ticken einer Uhr und jenes gelegentlichen Knistern der Wände, das die Stunden der Nacht in einem alten Hause so unheimlich zu machen pflegt. Es war nahe an Mitternacht, und selbst die Bäume des Parks, deren Kronen noch hin und wieder leise im Abendwind gerauschten hatten, schienen in den tiefen Schlummer des Friedens gesunken zu sein.

Elisabeth war nicht furchtsam; sie hatte schon manche Nacht unter ganz ähnlichen Verhältnissen an dem Bette des Gutsheeren durchwacht, und nie hatte sich eine Regung von Grauen und Angst ihrer bemächtigt. Heute aber fühlte sie eine eigenthümliche, beklemmende Schwere auf der Brust, und so sehr sie sich auch bemühte, mit ihren Gedanken bei angenehmeren und leichteren Dingen zu verweilen, so unermüdelich lehrten dieselben doch zu der seltsamen braunen Fremden und ihren räthselhaften Warnungen zurück. Hatte es denn

der kurzen aber bedeutungsschweren Unterhaltung verloren hatte. Bei der Annäherung des Oberförsters, vor dem sie ohnehin einen bedeutenden Respekt hatte und dessen Zorn sie heute nicht ohne Ursache fürchtete, nahm sie ihre Zuflucht zu einer schon oft mit Erfolg angewendeten Kriegslüge und schloß die Augen. Das Gewitter ging denn auch glücklich an ihrem Haupte vorüber, und unfahrend konnte sie endlich unbemerkt in ihr Zimmer schlüpfen.

Helene trat mit ihrem Vater in das Wohnzimmer und setzte sich schweigend auf einen Stuhl neben dem Fenster, während der Alte eine geraume Weile mit starken Schritten auf- und niederging.

„Du wirst mich von jetzt an des Abends nach Brandenstein begleiten!“ sagte er kurz, vor seiner Tochter stehen bleibend, „und Du wirst während des Tages das Haus und den Garten niemals ohne meine Erlaubniß verlassen.“

„Ich werde thun, was Du mir befehlst, Papa!“

„Und Du wirst nie wieder ein Wort mit diesem — diesem Menschen wechseln, niemals — hörst Du!“

„Das kann ich Dir nicht versprechen, Papa,“ erwiderte sie leise, aber fest. „Er hat mir das Leben gerettet —“

„Dafür werde ich mich mit ihm abfinden!“

„Und — und — ich liebe ihn!“

„So?“

Es lag mehr Hohn und Ritteln, als Zorn in diesem Worte, und doch wäre es dem jungen Mädchen unendlich lieber gewesen, wenn der Vater jetzt zornig aufgefahren wäre. Sein Ingrimm hätte sich vielleicht beseitigen lassen, aber diese Ruhe, welche der ganzen Angelegenheit als einer Rinderei und einer Unmöglichkeit kaum eine erste Bedeutung beizulegen schien, zeigte ihr deutlicher als die heftigsten Worte die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe. „Also! Du liebst ihn!“ fuhr der Oberförster nach einer kleinen Pause in demselben Tone fort. „Nun ja, ich habe ja da draußen eine kleine Probe davon gesehen! Aber ich will mich um der Romangriffe willen nicht weiter aufregen. Ich werde Dir nur einen wahren Edelmann zu zeigen brauchen, und Du wirst Dich schämen, je ein Wort mit diesem Gärtnere gesprochen zu haben.“

*) Die Lösung der landwirtschaftlichen Kreditfrage. Im Auftrage der 26. Wanderversammlung bayrischer Landwirthe verfaßt von G. Rußland. Tübingen, Laupp 1886.

während auf den bisherigen Karten noch Elsas, Lothringen zu Frankreich gehörte (der alte Vertrag davon war noch nicht erfüllt), auf den neueren Karten Frankreich nicht einmal die Festung Belfort gelassen war. Dies ist vor einem Jahn auf dem Boulevard veröffentlicht worden. Die Karte sammelte sich und nun entstand jene Aufregung gegen deutsches Spielzeug und deutsche Waaren, welche zuletzt die Einbringung des bekannten Gesetzes mit veranlaßte. — Die Löhne ganz gewiß derartige Aufregung wegen solcher Kleinigkeiten nicht bläuen, aber — Im Falle eine französische Spielwaarenfabrik für deutsch: Familien solche Studien mit Wandlungen des Deutschen Reiches abgenommen und „aus Beiseben“ Weg fortgelassen hätte, was dann? Unsere deutschen Chauvinisten und Bierbankpolitiker würden die Franzosen auspöbeln, daß nicht ein gutes Haar an ihnen bleibe. Daß aber die Franzosen als die Besiegten doch ein größeres Recht zur Empfindlichkeit haben, muß man zugeben.

Zwangsarbeitshaus. „Mit Freuden begrüßt wird,“ so melden thüringische Blätter, „die Errichtung eines Zwangsarbeitshauses in Apolda.“ Der Gemeinderath hat dazu schon 3000 M. bewilligt. In diesem Zwangsarbeitshaus sollen Arbeitslose zur Arbeit gezwungen und Arbeitslose mit Arbeit unterstützt werden. „Das Zwangsarbeitshaus entspringt einem langgeheulenen Bedürfnis.“ Wer nun solche Zwangsarbeitshäuser mit ihrer ganzen Einrichtung kennt, wer da weiß, daß die Wohlthäter selbst vor der dort herrschenden Behandlungsweise zurückzucken, den kann sich ein Begriff machen von dem Schicksal der Arbeitslosen, welche in dem Zwangsarbeitshaus „mit Arbeit unterstützt“ werden. Es liegt ja schon in den Worten Zwang und Unterstützung ein Widerspruch. Und sperrt man die Arbeitslosen, die „Bagaabonden“ mit den Arbeitslosen zusammen, so werden letztere gleichfalls noch zur Arbeit gezwungen und zur „Bagaabondage“ erzogen. Daß das auch einem langgeheulenen Bedürfnis entspricht, können wir allerdings nicht bezweifeln.

Reicht man dem Teufel erst den kleinen Finger, so nimmt er bald die ganze Hand. Dies sehr dehergegenwärtige Sprichwort scheint die Türkei nicht zu kennen. Es erbt nämlich das Gerücht, daß dieselbe an Rußland eine Insel (Gyalla) im Marmarameer abtreten wolle, wenn die Russen sich verpflichten, die Integrität der Türkei aufrecht zu erhalten. Das Marmarameer liegt zwischen den Arabellen und dem Bosporus; um nach Gyalla zu gelangen, müßten die russischen Schiffe den Bosporus, an dessen Ausgange Konstantinopel liegt, ungehindert passieren, was gleichfalls in die Abtretungsbedingungen aufgenommen werden müßte, wenn die Abtretung der Insel überhaupt einen Sinn haben soll. Damit wäre Konstantinopel aber den Russen in die Hand gegeben. Was es dann noch mit der Integrität der Türkei für eine Bewandnis haben würde und was die russischen Verpflichtungen überhaupt werth sind, das braucht man nicht erst näher auszuführen. Hoffentlich ist die „Abtretung“ von Gyalla nur ein Wunsch Rußlands, und die oft behörte Türkei wird nicht freiwillig abtreten, daß der Teufel mit dem kleinen Finger auch ihre ganze Hand nimmt; sie wird demnach gegen leere Versprechungen den kleinen Finger nicht bieten.

Rom russischen Erdfreund. Für den Fall, daß Rußland sich einer Aenderung seiner Schutzpolitik widersetzen sollte, stellt die „Kreuzig.“ in Aussicht, daß das deutsche Kapital sich von den russischen Papieren abwenden würde, was, namentlich in dem gegenwärtigen Zustande, einen weiteren Rückgang der Kurse um ca. 30-40 Prozent herbeiführen würde. Ferner behauptet die „Kreuzig.“, es käme einer vollständigen Diskreditierung unserer Finanziers gleich, wollte man ihnen zutrauen, daß sie in dem gegenwärtigen Augenblick — durch eine Hinberabsetzung der russischen Staatsanleihen — den Russen einen Gefallen erwiesen wollten, bei dem sie allerdings Millionen verdienen würden, dessen Kosten aber schließlich das deutsche Publikum zu tragen haben würde.“ Also doch vielleicht später?

Rußland.

Im „Kronstadt“ im Marmarameer — das ist der wahre Wunsch, auf den die Petersburger Zeitung die Aufmerksamkeit lenkt. Das Blatt sucht seine Utopie mit dem Hinweis darauf zu begründen, daß wenn Rußland in der Nähe der Arabellen eine Insel besäße, die Unantastbarkeit der Meerengen sichergestellt und gleichzeitig ein Gegengewicht gegen die allzu große Unbefähigkeit in der Stimmung der Völkere gegeben wäre.“ Wenn die Engländer überall ein „Gibraltar“ zu errichten suchen, warum sollten wir nicht ein „südlisches Kronstadt“ schaffen, das zudem Konstantinopel vertragsmäßig vor Angriffen deutigerer Hände schützen würde? Das Blatt sucht sich zu diesem Zwecke die Vinsjen-Insel Gyalla aus und meint, natürlich würde eine solche Abtretung sich nur auf der Basis eines Defensiv-Bündnisses mit der Türkei vollziehen können, und die Abschließung eines solchen geschähe doch nicht in den Bereich der Unmöglichkeit. (Vergl. auch „Polit. Ueber.“)

Belgien.

Der „Bos. Bzg.“ wird aus Brüssel, 26. Oktober, ge-

sprochen: Nachdem die belgische Arbeiter-Enquete nunmehr abgeschlossen ist, ist es die Aufgabe der Regierungs-Kommission, die Ergebnisse derselben festzustellen und praktische Reformen zu beantragen. Damit hat sich die Kommission in den letzten Wochen beschäftigt und nach langen Debatten hat sie drei Punkte als die wichtigsten bezeichnet: 1. Gleichberechtigung und Vermittelungs-Kommissionen, die gesetzmäßige Organisation der Arbeiter-Vereinigungen und die Zwangsversicherung. Für alle drei Fragen sind umfassende Berichte von den drei Berichterstattern dem Obener Universitäts-Professor Brants, dem Brüsseler Professor Veins und dem Antwerpener Professor Dejae vorgelegt worden, die sammtlich die Hauptgrundsätze der belgischen Arbeitergesetzgebung sich angeeignet haben. (Dann würde von „Organisation der Arbeitervereinigungen“ sehr wenig die Rede sein! Red. d. Berl. Volksbl.) In den beiden ersten Punkten ist die Kommission in ihrer Majorität einig. Bemerkenswerth ist, daß jede Arbeitervereinigung, welche zum Zweck hat, die Interessen der Arbeiter zu verteidigen, staatlich als Korporation anerkannt werden soll (ist das deutsch? Red. d. „B. B.“). Dagegen ist die Frage der Zwangsversicherung noch nicht entschieden. „Im Prinzip“ wollen alle Kommissionsmitglieder die Versicherung, aber über die praktische Ausführung gehen die Ansichten weit auseinander. Die in der belgischen Gesetzgebung festgestellte Art und Ausführung der Versicherung findet zwar den meisten Anklang, aber es ist schon heute sicher, daß es noch sehr lange dauern wird, ehe sie in Belgien zur Einführung kommt. Die einflussreichen Großindustriellen wollen von ihr nichts wissen. Die Arbeiterpartei selbst hält die Vorschläge der Kommission für unzureichend; sie verlangt, daß die Arbeitergesetze unter Mitwirkung von Arbeitervertretern ausgearbeitet werden und zur Wahl derselben das allgemeine Wahlrecht. Da aber weder das allgemeine Wahlrecht noch in Folge des Widerstandes der Großindustriellen, die in den durch das Verfassungswort gewährten Volksvertretern die kräftigsten Stützen finden, eine umfassende, die Arbeiterbeschwerden behebende Gesetzgebung zu erreichen sein wird, so ist selbst nach der „Bos. Bzg.“ keine Aussicht vorhanden, daß die belgische Arbeiterbewegung durch die Kommissionsanträge eingedämmt werden wird.

Die von der Arbeiterpartei Belgiens aufgestellte Kandidatur Anseele findet, wie sich jetzt ergibt, in der Partei selbst Widerstand. Die anarchistische Richtung lehnt sie entschieden ab. Am 26. d. Monats kam es zwischen den Sozialisten und Anarchisten dieserhalb zu einer hitzigen Auseinandersetzung. Hatte Anseele das Programm der Liberalen und Merkmalen eine leere Flasche mit vergoldeter Aufschrift genannt, so erklärten sie das Anseele's für eine leere Flasche ohne jede Aufschrift.

Frankreich.

Manche Blätter warnen vor unüberlegten Schritten gegen England in der ägyptischen Frage. In einem demerksenswerthen Artikel gelangt „Temps“ zu folgendem Schlusse: Angenommen, die Engländer würden Ägypten räumen, wären wir um dies weiter vorgeschritten? Bildet man sich ein, daß die Regierung des Khedive einer fremden Fügung erliegen könnte? Wer soll die Engländer ersetzen? Sogar Frankreich? Soll Frankreich dieses Protektorat jenen hinzugeben, die es schon ausübt? Wäre unsere Position nicht ebenso falsch und dem internationalen Rechte zuwider, wie gegenwärtig jene Englands? Und dennoch muß man die Thatsachen ins Auge fassen, wie sie sind. Mit England wegen der ägyptischen Frage Streit anzufangen, wäre ein eitles und kompromittirendes Benehmen, wenn wir unsere Reklamationen nicht mit einem jener diplomatischen Abbrüche zu unterstützen entschlossen sind, welche gewöhnlich zu noch schwereren Folgen führen. Eine solche Einleitung an England ist ein falscher Schritt, wenn sie nicht gegebenen Falles in eine Aufforderung, also in den Krieg umgewandelt werden soll. Ein Krieg, in welchem Frankreich nur auf seine eigene Kraft zählen könnte, müßte ein nutzloser Krieg sein; er wäre aber auch ein gefährlicher Krieg, denn er ließe uns eine wirklich politische Allianz brechen, um uns in die selbstsamsten Komplikationen zu führen. Es ist dies also glücklicherweise ein unaudächtiger Krieg, denn wir können uns keinen französischen Minister denken, der mit einer derartigen Erklärung vor das Parlament treten würde. — Der Londoner „Standard“ bemerkt in der gleichen Angelegenheit: „Nachdem Frankreich es abgelehnt, die Höhe und Lasten des Tages mit zu tragen, wird es doch seine Hand nach dem Lohn unserer Arbeit ausstrecken.“ Es giebt in diesem Augenblicke absolut nichts, was die von Frankreich uns gegenüber angenommene Haltung rechtfertigen könnte. Zweifellos, wenn die französische Regierung sich einbildet, daß sie uns plagen, einschüchtern oder zu einer Räumung Ägyptens zwingen kann, dann werden ihre Anstrengungen zur Erreichung dieses Resultats vergeblich. Aber bildet sich Herr de Freycinet ein, daß Lord Salisbury in einer Anordnung zur Räumung Ägyptens hineingeschwaigt oder hineingeschrieben werden kann? Und falls diese mündlichen und schriftlichen Vorstellungen wirkungslos bleiben, hat er irgend eine andere Uebereidungsmethode im Sinne? Wir wünschen aufrichtig, mit Frankreich in Freundschaft zu leben.

Fall nie zu werden, da sich der Anfall dann sehr leicht wiederholen könnte.“

„Aber ich bin auch Arzt, und weiß sehr wohl, was zu thun, was zu unterlassen ist!“

„Ich kann trotzdem die Verantwortung nicht auf mich nehmen.“

Ramsfeld biß sich auf die Lippen, aber er antwortete nichts und heftete seine Blicke wieder auf das Gesicht des Kranken. Einige Sekunden lang lag derselbe noch unbeweglich da; dann schen es, als läge das Auge des Doktors einen beunruhigenden Einfluß auf ihn aus; es ging etwas wie ein schmerzhaftes Zucken über sein Antlitz, die Augenlider begannen leis zu bebden und zogen sich endlich langsam in die Höhe.

„Geben Sie ihm jetzt diesen Trank!“ flüsterte Ramsfeld Elisabeth in's Ohr, ihr das Glas darbietend.

Aber sie weigerte sich. „Reichen Sie es ihm selbst, Herr Doktor! — Ich kann nicht gegen meine Anweisungen handeln!“

„Trinken Sie ein wenig von diesem Wasser, Herr von Brandenstein,“ wendete sich der Doktor jetzt an den Kranken. „Es wird Sie erfrischen und stärken!“

Damit hielt er ihm auch schon das Glas an die Lippen und half mechanisch schlürfen der alte Mann etwas von der durchsichtigen Flüssigkeit. Gleich darauf aber trat ein Ausdruck des Ekels und Widerwillens auf sein Gesicht und er bewegte die Hand, als wolle er damit den Spender des erfrischenden Trankes abwehren. Ramsfeld zog das Glas zurück und hielt es gegen die Lampe, um zu sehen, wie viel von seinem Inhalt getrunken sei.

„Es wird genügen!“ sagte er und machte eine Bewegung, als wolle er das Gefäß mit dem Rest der Lösung auf den Tisch zurückstellen. Scheinbar zufällig entglitt es dabei seiner Hand und zerbrach auf dem Fußboden.

„Schaffen Sie die Scherben aus dem Zimmer!“ wendete er sich gleichmüthig an den alten Diener. „Dann haben Sie wenigstens eine Beschäftigung!“ — Und Sie, mein Fräulein, denken Sie die ganze Nacht auf diesem Stuhl zu durchwachen?“

„Ja!“ erwiderte Elisabeth einfach, seinen Blick ruhig er-

widern. „Ich werde hier bleiben, bis der Sanitätsrath eintrifft.“

„Kann, wenn es Ihnen Vergnügen macht, — notwendig wäre es kaum! — Der Kranke ist jetzt eingeschlafen! das kleine Ritzen hat gut gewirkt! wenn er noch einmal darnach verlangen sollte, so geben Sie ihm noch ein wenig. Ich lasse das Pulver hier!“

Damit warf er das Päckchen, das er bis dahin in der Hand gehalten, auf den Tisch. Es war freilich nicht dasselbe, aus welchem er dem alten Herrn vorher seinen Trank bereitet hatte, aber die Berührung war so geschickt gewesen, daß kein Schatten eines Verdachts in Elisabeth aufsteigen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Großbritannien.

In einer am Sonnabend in der Athendunehalle abgehaltenen sozialistischen Versammlung hielt Sydney eine Rede über die Demonstration am Lombard-Yard. Der Münchener „Allg. Bzg.“ schreibt man darüber: „Ein Vater, so bemerkte Sydney, habe 100 000 bis 150 000 Pfd. Sterl. zum Bau von Kirchen im Ostende (Arbeiterviertel) ausgegeben, derselbe hätte das Geld besser verwenden können. Die Arbeiter verlangen keine Almosen, sie fordern nützliche Arbeit. Die City-Bildner hätten ein jährliches Einkommen von 700 000 Pfd. Sterl., wovon ein guter Theil für Schulden, Bankette und Belustigungen ausgegeben werde. Man müsse zu sagen, daß die Verfassung über den Haufen gemorren werden würde, wenn man die Arbeitslosen organisiere. Wenn dem so wäre, so sei es hohe Zeit, daß es geschehe.“

Auch in England regen sich die agrarischen Schutzgötter. Die landwirtschaftliche Kammer von Cambridge sagte in ihrer Sitzung am 23. d., nachdem sie die Ansprachen von zwei Delegirten der Central „Fair Trade“ Liga angehört, nach kurzer Debatte mit 17 gegen 3 Stimmen eine Resolution, welche eine Aenderung der fiskalischen Gesetze in England in der Richtung der Aufhebung von Eingangszöllen auf ausländische Erzeugnisse, industrielle wie landwirtschaftliche, als zweckmäßig bezeichnet.

Zu den agrarischen Untrieben in Irland hat sich jetzt dort eine Bewegung gegen die Juden gestellt. Ein Ruers-Anschlag in Dublin fordert zur Vertreibung der Juden in Irland auf, und allem Anscheine nach dürfte Dublin in kurzem der Schauplatz einer Judenbreye werden. Das große Publikum verurtheilt auf das schärfste die Agitation, deren Urheber noch unbelannt sind.

Balkanländer.

Die Eröffnung der bulgarischen Sobranje ist auf den 31. Oktober verschoben worden, weil die Abgeordneten in ungenügender Zahl erschienen sind. Die Bforte hat neuerdings die Vertagung des Sobranje verlangt. Man befürchtet ein russisches Ultimatum; Rußland demüthigt sich nach einer Wiener Meldung, die Zustimmung der Mächte zu einer dreijährigen Okkupation Bulgariens durch zwei Divisionen zu erlangen, deren Verlängerung der Berliner Signatarmächte abhängig sein sollte. — Der „Polit. Kor.“ wird aus Kompania gemeldet: General Kaulbars richtete an die bulgarische Regierung eine Note, in welcher er erklärt, daß, falls die an der Vertagung vom 21. August theilnehmenden Offiziere einer Beurtheilung unterzogen werden, Rußland zur Okkupation Bulgariens schreiten werde. Dazu bemerkt die Redaktion der „Polit. Kor.“, die Meldung sei nicht recht verständlich, da keine Anzeichen für die Absicht der bulgarischen Regierung, die erwähnten Offiziere hinhalten zu lassen, vorliege. — Die Bforte läßt sich durch die Fortsetzung der Klagen Rußlands beunruhigt und hat in Petersburg um Ausschluß gebeten. — Nach einer Mittheilung des „Standard“ aus Bulgarien ist der Gouverneur der Stadt Kompania verhaftet worden, weil er an einer Verschwörung theilgenommen hat, deren Zweck war, die Regenten und Minister auf ihrem Wege von Sofia nach Tirnova gefangen zu nehmen, an die Donau zu schleppen und zu Schiff nach Konstantinopel (der nächsten russischen Stadt, wo auch Fürst Alexander ans Land gesetzt würde) zu bringen.

Angesichts dieser wenig beruhigenden Nachrichten ist die Meldung wenigstens erfreulich, daß den finanziellen Verlegenheiten der Regierung eine Abhilfe zu Theil geworden ist. Der „Köln. Bzg.“ schreibt man darüber aus Sofia: Die Steuern sind mit überraschender Beiligkeit und Reichlichkeit eingegangen, so daß man jetzt nicht nur alle Gehälter voll bezahlt, sondern auch den zweimonatlichen Rückstand vollständig ausgeglichen hat. Das alles ist ohne Hülfenahme irgend welcher außerordentlichen Mittel erreicht worden. Aus den gewöhnlichen laufenden Einnahmen sind aber auch noch andere Ausgaben bestritten worden, die in allen anderen Staaten nur mit Ausbeutung des Credits vorgenommen werden könnten.

Laut offizieller Meldung aus Risch unterfertigte der Minister des Aeußern, Franafowich, nach eingehenden Be-

nicht den Anschein, als wenn ihre dunklen Prophezeiungen wirklich in Erfüllung gehen sollten, und fand denn nicht die heutige Erkrankung des Herrn von Brandenstein in unmittelbarem Zusammenhang mit den beiden Besuchern? Immer und immer wieder mußte das junge Mädchen zu diesem Schluß zurückkehren, und immer fester wurde sie in dem Entschluß, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das weitere Verhalten der unheimlichen Gäste zu richten.

Da Rang aus dem Neberraum, dessen Thüre weit geöffnet war, der Schall eines leichten Schrittes und im nächsten Augenblick stand Dr. Ramsfeld neben Elisabeth's Stuhl.

„Kann, wie geht es unserem armen Patienten?“ fragte er, den Vorhang noch weiter zurückziehend, und das Gesicht des Liegenden mit seinen kalten Augen betrachtend. „Ist er schon einmal zu sich gekommen?“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Ich hoffe, seine Ohnmacht ist in Schlaf übergegangen, wie es gewöhnlich nach solchen Anfällen zu geschehen pflegt. Es ist das bei ihm sehr schwer zu unterscheiden.“

„Jedenfalls müssen wir versuchen, ihm ein anregendes belebendes Mittel beizubringen! Dieser Zustand völliger Erschlaffung könnte sonst doch gefährlich werden. Ich habe glücklicher Weise in meiner Reiseapotheke ein solches Medikament mitgeführt, das ich selbst zuweilen zu nehmen pflege. Wir wollen es mit einer kleinen Dosis davon versuchen!“

Er nahm ein Päckchen in weißem Papier aus der Brusttasche seines Rockes, schüttete eines der auf dem Tische stehenden Gläser zur Hälfte mit Wasser und schüttete dann eine ganz kleine Quantität weißlichen Pulvers in dasselbe.

„Offenlich gelingt es, den Patienten genugsam zu ermannern, um ihn diesen Trank einzusüßen,“ sagte er, und Sie, mein Fräulein, werden das wohl am besten anzufangen wissen. Wollen Sie nicht einen Versuch machen?“

Elisabeth rührte sich nicht von der Stelle. Der Sanitätsrath Lindenbergs, der Herrn von Brandenstein seit

behandelt, hat mir streng eingeschärft, ihn in einem solchen

Aus Kunst und Leben.

Dallner Theater. Kontrastlicher Bestimmung gewöhnlich die Premiere der nächsten Novitäten des Dallner Theaters „Die Sternschnuppe“, Schwant in 4 Akten von G. v. Roder und D. Girndt am 6. November gegeben werden. Der jugendliche „Goldonkei“ wird also leider nur noch sechs Aufführungen erleben. In der heutigen Vorstellung „Der Goldonkei“ spielt Fräulein Anna Häders versuchsweise die „Aurora“, während als „Nathilde“ die neuengagirte jugendliche Liebhaberin Fräulein Sandow debutirt.

Der widerpenstige Vorhang. Aus Halle, 23. Oktober, wird berichtet: Zu der Wiederholung der Dör „Die Hochzeit des Figaro“ in dem neuerbauten Stadttheater war am 22. d. ein zahlreiches Publikum erschienen. Leider konnte die Vorstellung nicht stattfinden. Kurz vor dem Beginn ergoß sich von oben vor dem noch niedergelassenen eisernen Vorhang eine große Wassermasse; bald danach trat Direktor Köhle vor den Vorhang und theilte dem Publikum mit, daß an der hydraulischen Maschine, welche zum Aufziehen des Vorhanges dient, ein Schaden entstanden sei, der sich nicht augenblicklich beseitigen lasse. Es sei in Folge dessen ein Herausziehen des eisernen Vorhanges unmöglich, die Vorstellung könne daher nicht stattfinden.

Starker Schneefall herrschte von Freitag Nachmittag bis Sonnabend früh im Kreise Stuben in Westpreußen. Die Schneemassen häuften sich auf kaligründigen Höhenstellen fußhoch an und lagen dort noch Sonntag Nachmittag.

rathungen mit dem bulgarischen Vertreter Strasky ein Arrangement, welches die diplomatischen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Serbien und Bulgarien wieder herstellt, ferner die Grenzregulirungsangelegenheit bei Bregovo und die Emigrantenfrage regelt und die Nothwendigkeit eines Handelsvertrages und einer Eisenbahnverbindung zwischen beiden Ländern betont.

In Griechenland soll das Branntweinverkaufsmopol eingeführt werden. Ein Petroleumverkaufsmonopol besteht bereits.

Ägypten.

Der „Bessef Lloyd“ bespricht die ägyptischen Aivalitäten und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Englands Herrschaft im Barconenlande unbedingt der Frankreich vorzuziehen sei. Das einflußreiche ungarische Blatt meint: Wenn das weit abseits liegende England, welches überdies keine Militärmacht ist, seinen Einfluß nur zur Sicherung seines Seeweges nach Indien und im Interesse seines Handels aufrecht erhalten will, müßte eine ganz andere Bedeutung und Tragweite einer Stabilisirung Frankreichs in Ägypten zulassen. Nachdem Frankreich in Ägypten und Tunis steht, müßte ihm mit Ägypten ganz von selbst auch Tripolis zufallen, und es würde vom Kanal bis nach Rom bis zum Suezkanal ein zusammenhängender Komplex, der von Natur aus reichen Gebiete der Welt, sich in der Hand einer Militärmacht ersten Ranges vereinigen, das Mittelmeer wäre ein französisches, oder wenn so große, an die Römischen erinnernde Absichten mit der Hilfe Russlands verwirklicht würden, ein französisch-russisches. So ist es denn klar, daß die anderen Mittelmeerländer — wir und Italien — sich doch noch immer leichter mit dem englischen, als mit dem französischen einseitigen Einflusse in Ägypten befreundeten könnten, wobei noch immer die Frage offen bleibt, ob, wenn es schon notwendig ist, daß in Ägypten ein europäischer Einfluß vorwalten müsse, dieser nicht auch anders als einseitig ausgeübt werden könnte? Und wenn man auch Frankreich allenthalben, insbesondere auch von deutscher Seite jede außereuropäische Schadloshaltung gern gönnt, so hätte Frankreich doch Unrecht, eine solche dort und in solcher Weise zu suchen, wo sich ihr zu viele und zu große Interessen entgegenstellen: in der Bedrängung des einseitig englischen, durch einen einseitig französischen Einfluß im Mittelmeer!

Soziales und Arbeiterbewegung.

Die Pariser Weltausstellung und Arbeitergenossenschaften. In der Ausstellungskommission erklärte Direktor Alphonse, daß Alles zum Beginn der Arbeiten bereit sei, die in kleinen Loosen vertheilt würden, um Kooperativgenossenschaften aus Arbeiterkreisen die Beschäftigung an den Arbeiten zu ermöglichen. So wenig diese Thatsache an sich den Arbeitern nützt, so lehrreich ist sie für das Entgegenkommen, das man in Frankreich den Arbeitern erweist. In Deutschland hat nur der verordnende — Sozialist Demmler ähnliches an den Arbeitern getan.

Zum Rationalarbeitstag schreibt auf Grund der Fabrikinspektorenberichte das „Berl. Tagesbl.“: Daß die Einführung eines Rationalarbeitstages, ebenso wie für den Arbeiter, auch für den Unternehmer von Vortheil ist, dafür bringen die Berichte der Fabrikinspektoren genügende Belege. Wie aus Bommern mitgetheilt wird, ist in einzelnen dortigen Stablfabrikanten die Arbeitszeit um eine Stunde gekürzt worden. „Die Leistungen sind aber“, wie der Berichtsteller bemerkt, „seit dieser Einrichtung, im Vergleich zu früheren größer geworden.“ Aus Oeffen-Rassau wird berichtet, daß Glasfabriken, in welchen vor zehn Jahren eine 14 stündige Arbeitszeit (einschließlich Pausen) üblich war, dieselbe auf eine 10 stündige (einschließlich Pausen) umgebracht haben, und es wird von den Betriebsleitern berichtet, daß hernach die Arbeiter in derselben Stundenzahl mehr leisteten, als früher bei der langen Arbeitszeit. Der Ausschichtsbeamte des Bezirks Blauen im Boglande theilt mit, daß zwei dortige Fabriken die Arbeitszeit von 12 auf 10 Stunden herabgesetzt haben und die Arbeiter binnen wenigen Tagen in 10 Stunden ebenso viel produzierten, als früher in 12 Stunden. Ueber die Pappschon Fingerringarbeiter, deren Arbeitszeit täglich 16—16½ Stunden beträgt, wird berichtet: „In Gegenden, wo einzelne Fingerringe mit Lippert Arbeitern betrieben werden, während auf anderen dortige Arbeiter verwendet werden, welche nur 11 Stunden arbeiten, wurde merkwürdiger Weise gefunden, daß die Leistungen des einzelnen Arbeiters trotz der großen Verschiedenheit der Arbeitszeit vollkommen gleich sind.“

Daß sich die selbstständigen Gewerbetreibenden von Jahr zu Jahr verringern, ist bekannt und wird auch durch die Statistik nachgewiesen. So ist beim Bergbau, Salinen- und Hüttenwesen seit zehn Jahren die Zahl der selbstständigen Gewerbetreibenden um 75 Prozent zurückgegangen; doch hat auch hier die Zahl der Lohnarbeiter um ein geringes abgenommen. In allen übrigen Gewerben ist diese Zahl gestiegen, in einigen Arbeitszweigen um 100 Prozent. Eine Vermehrung der selbstständigen Gewerbetreibenden hat in einigen kleineren Arbeitszweigen stattgefunden (zum B. und Handelsräthner und einige Kunstgewerbe) und das Heimlichkeitsbedürfnis von Jahr zu Jahr mit der fortschreitenden Kultur sich erhöht, auch seit 10 Jahren in Deutschland die Bevölkerungsziffer eine höhere geworden ist, so ist diese Steigerung der Selbstständigen leicht erklärlich, besonders da sie nur 11 Prozent beträgt und so eigentlich nur mit der steigenden Bevölkerung Schritt gehalten hat. Große Waisenhäuser sind auch nur in geringer Zahl in Deutschland vorhanden. Daß aber auch das Bekleidungs- und Schuhgewerbe trotz der großen Magazine und Verkaufsläden, die selbst in kleineren Städten vorhanden sind, bei denen das Landvolk einläuft, eine höhere Zahl von selbstständigen Gewerbetreibenden aufweist, wie vor zehn Jahren, das hat wohl seinen Grund neben der steigenden Bevölkerungszahl in der unrichtigen Anwendung der Statistik, welche jeden „Schneidermeister“ und jede Schneiderin als selbstständig anführt, die zu Hause für größere Magazine arbeiten. Und das ist eine ungemein große Zahl, welche in der That doch nur Lohn- oder Akkordarbeiter sind. — Wie man sieht, müssen die statistischen Zahlen vielfach erst auf ihren innern Werth geprüft werden, wenn sie ein richtiges Bild der Verhältnisse darstellen sollen.

Eine Riesendranerei. Das Londoner Publikum wurde dieser Tage einigermaßen in Erstaunen gesetzt durch die Anzeige, daß die weltberühmte und in ihrem besonderen Erzeugnis fast ohne Weltweid bekannte Brauerei von Arthur Guinness & Co. in Dublin, welche im Jahre 1759 gegründet wurde, in eine Aktiengesellschaft verwandelt werden soll. Das Aktienkapital beträgt nicht weniger als 5 Millionen Pfund, das heißt 100 Millionen Mark. Es dürfte einem Arbeiter schwer werden, sich mit Fleiß und Sparsamkeit zum Besitz einer solchen modernen Riesendranerei aufzuschwingen. Uebrigens hat auch der Betrag der Einnahmen beständig zugenommen, ein Zeichen, daß wenigstens die Besitzer ihre Aktivität in „Einbringen“ immer mehr ausgebildet haben. Nach den der Rechnungseinleitung beigefügten Ausweisen hat der jährliche Reingewinn in den Jahren 1862—66 durchschnittlich 123 119 Pfund, in den Jahren 1882—88 durchschnittlich 452 294 Pfund. (9 Millionen Mark) betragen.

Die Besserung der Preise im Waarenhandel, von der jetzt die Rede ist, hat seinen Grund lediglich, wie wir einem laienmännlichen Bericht entnehmen, in der heranrückenden Wintersaison. Ebenso schnell, wie in einigen Arbeitszweigen diese Besserung eintritt, ebenso schnell wird sie wieder verschwinden. Im Allgemeinen aber seien die Waarenpreise so niedrig, so heißt es in dem Bericht weiter, wie seit langen Jahren nicht. Auch sei keine Aussicht vorhanden, daß eine Besserung eintreten würde. Nach den Waarenpreisen aber richteten sich auch die Löhne, welche im nächsten Jahre durchweg noch immer tiefer sinken würden. Wir glauben, daß der betreffende Bericht leider die allgemeine wirtschaftliche Lage richtiger deutet, als die oft gehörten Schönfärbereien.

Zum Schöfflerstreik. München, 26. Oktober. Die vom Kriegsministerium in Sachen des Schöfflerstreiks gegebene Entscheidung hat folgenden Wortlaut: „Betreff: Bitte der vereinigten Schöffler Münchens um Eingebung der zur Schöfflerarbeit in München beurlaubten Mannschaften. Auf die Eingabe der sogenannten „vereinigten Schöffler Münchens“ vom 24. v. M. wird als Entscheidung eröffnet, daß die Militärbefehle, die gegenüber der Lohnbewegung und dadurch voranlassend Arbeitsverweigerungen nur eine vollständig neutrale Stellung einnehmen können, da die Befugung der durch diese Vorgänge allenfalls gegebenen Befehdung des öffentlichen Interesses oder der öffentlichen Ordnung zunächst nicht in deren Zuständigkeit gelegen ist. Insofern in dieser Richtung von einzelnen Truppenteilen eine Anordnung getroffen wurde, ist daher von Seiten des Kriegsministeriums auf entsprechende Verfügung erlassen worden. Kriegsminister v. Helmolt.“ — Von den auswärtigen Arbeitsnachweisbüros der Schöfflergehilfen werden die Balancen in erster Linie mit Münchener Streikkollegen besetzt und Zugang nach München feingehalten. Die hier zureisenden Gesellen, deren aber bis jetzt erst fünf anlangen, erhalten eine Unterstüßung deßhalb sofortiger Wiederabreise. Alle diesigen Fachvereine erklärten sich zur fortlaufenden Unterstüßung der Schöffler bereit. Die Rauter und Metallarbeiter haben bereits eine erste Gabe von 25 M., bezw. 50 M. gesendet.

Vermischtes.

Ueber die Bluthat von Dubniza (Bulgarien), welche wir schon kurz meldeten, liegen jetzt weitere Berichte vor, denen wir folgendes entnehmen: „Am Wahltag eröffnete der Präfekt den Wahllokal und forderte die Bürger auf, das Bureau zu besetzen. Einige Wähler riefen: „Wir wollen keine Wahl! Wir wollen keine Wahl! Wir wollen Rußland nicht beleidigen!“ Da erob sich Herr Gretscharow, der ehemalige Deputirte, und sagte den Wählern, daß es sich jetzt bloß um die Konstituierung des Bureau handele, daß es jedoch allerdings wünschenswerth wäre, solche Männer zu wählen, die für jenen Parteien stimmen wollen, den Rußland empfehlen werde, der aber auch Bulgariens Una hingeliegt wahren würde. Die Bauern wollten sich nicht beruhigen und schrien fortwährend: „Wir wollen keine Wahl!“ Die städtischen Wähler ließen sich jedoch nicht beirren, ernannten das Bureau und begannen ihre Wahlpflicht abzugeben. Drei Stunden hindurch ging auch die Wahl in vollkommener Ordnung vor sich. Da erschien plötzlich ein Haufe von etwa 500 Landknechten auf dem Wahlplatze. „Wir wollen keine Wahl!“ schrien sie, „wir wollen nicht mehr jene Deputirten, die gegen Serbiens Krieg geführt und sich mit Rußland überworfen haben; diese Leute sind daran schuld, daß wir Steuern zahlen müssen, denn Rußland würde von uns keine Steuern einheben!“ Gretscharow wollte abermals sprechen, aber die Bauern ließen ihn nicht zu Worte kommen, sondern erklärten den Tisch der Wahlkommission und zerstückelten denselben. Die Mitglieder der Kommission wurden genöthigt, sich durch die hinter dem Wahllokal befindlichen Fenster in's Freie zu flüchten. Dreien von ihnen, dem Deputirten Gretscharow, Bograw und dem Lehrer Populskiew, gelang es, sich in ein nahegelegenes Haus zu flüchten. Der Deputirte D. Kognitsch wurde bis zum Dorfe Kofniz, das von Dubniza zwei Stunden entfernt liegt, verfolgt, konnte aber nicht eingeholt werden. Die Behörde versuchte nun, die Ordnung herzustellen, und sendete acht berittene Soldaten auf den Wahlplatz. Dieselben wurden jedoch von den Bauern mit einem Steinhaugel überschüttet, so daß sich die Soldaten schleunigst zurückziehen mußten. Durch diesen Erfolg ermutigt, begaben sich nun die Bauern in das Haus des Präfekten Dimitriew. Der Präfekt wurde aus seinem Hause gejagt, mit Stöcken und Messern bearbeitet, seiner Hausrath und Kleider beraubt. Unter fortwährenden Schreien, Flüchen und Hohnrufen schleppte man ihn durch mehrere Gassen bis zur feineren Brücke, wo man schließlich seinen furchtbaren entstellten Leichnam auf einer Höhe von 40 Metern in den Fluß warf. Unterwegs hatte sich von der Bande ein Haufe abgelöst, welcher — und dieses Detail ist wichtig, denn es deutet darauf hin, daß die Bauern von „intelligenteren“ Anhängern geführt worden sind — sich ins Telegraphenamt begab. Der Amtschef, Boshniakow, hat die Papiere und die Kasse nicht zu berühren, da die Depeschen und die vorhandenen Gelder für arme Soldaten, eure Söhne, bestimmt seien. Die Wählenden ließen sich jedoch nicht abhalten, das Telegraphenamt auszurauben. Schon schickte sie sich an, das Amtgebäude in Brand zu stecken, doch gaben sie dieses Vorhaben auf, als die herbeigeeilten Nachbarn sie jammernd auf die den anstehenden Häusern drohende Gefahr aufmerksam machten. Die Menge wurde nun durch einen Demonstrieren vor jenes Haus geführt, in dem Gretscharow, Bograw und Populskiew Zuflucht gefunden hatten. Die Wählenden drohten, das Haus in Brand zu stecken, wenn man ihnen die Flüchtlinge nicht sofort ausliefern würde. Die Unglücklichen mußten sich ergeben. Als erster kam der Lehrer Populskiew heraus. Der arme Trufel, der eigentlich gar keine politische Rolle spielte und nur deshalb in dem Hause geblieben war, um seinen Freund Gretscharow zu schützen, schoß seinen Revolver in die Luft ab und verlor die den Mund geöffnet, als man über ihn herfiel und ihn durch stößlich in Stücke schlug. Nun kam die Reihe an Bograw. „Verzeihe mir, Gretscharow“, rief er seinem Freunde zu, „Du hast nun ein Kind, ich aber habe deren fünf!“ „Brüder“, rief er nun fort, „ich zu den Bauern wendend, „schonet mich meiner Kinder wegen!“ Die Bauern ließen jedoch über ihn her wie wilde Thiere, schleuderten ihn zu Boden und hieben auf ihn mit Messern und Knütteln ein, bis er seinen Geist aufgab. In ähnlicher Weise verfuhr den Wählenden auch mit Gretscharow. „Suchen wir noch Tschitmanow (auch ein gewesener Deputirter) auf!“ riefen Einige. Tschitmanow war jedoch nicht auffindbar, und so zerstreute sich die Menge, nachdem sie mehr als fünf Stunden gemordet und geplündert hatte. Den Opfern dieser schrecklichen Bluthat widmet nun der bulgarische Publizist Zharie Stojanow im „Kufschker“ „Slawianin“ einen Nachruf, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Zum dritten Male geschieht es, daß ich über bulgarische Mörder, Opfer des russischen Rubels, einen Nekrolog schreiben muß. Der Bruder tödtete den Bruder, der Bulgare den Bulgaren! Ist dies je zuvor in unserem Lande vorgekommen? Hat man je bei uns so bestialische Akte vollführt? Wir haben Luilige Kufschker gesehen. In den Dörfern brannten zu gleicher Zeit, Weiber und Kinder wurden ermordet, Hunderte von Familien wurden aus ihren Wohnorten verjagt; aber es ist nie vorgekommen, daß der Bulgare den Bulgaren gemordet hätte. Diese barbarische That war bei uns ganz unbekannt. Wer hat diese Mordthat verursacht? Wer ist schuld an der Dubnitzer Bluthat? Ertragt es von dem Regier Raulbars, von Giers und jenem satanischen Menschen, den man Raskow

nennt. Diese Leute und ihre neuen Silber-Rubel — mögen sie Ihnen in der Reife Reden bleiben — haben den Tod dieser Märtyrer verursacht. Was wollt ihr eigentlich von uns unglücklichen Bulgaren? Ist das eure Orthodoxie, eure Slawenliebe, eure Bruderliebe, euer Christenthum und eure Protektion? Sollen das die Wohlthaten sein, die ihr den Bulgaren versprochen? Mit Messern und Rubeln wollt ihr euch einfließen, Ehre und Achtung verschaffen? Was hat euch Bulgarien getan? Wenn ihr so stark seid, warum schickt ihr nicht eure Armeen, um dem grausamen Spiele ein Ende zu machen? ... Und die russische Diplomatie, welche diese Unthaten inszenirt, schreibt noch Noten, in welchen sie unsere Wahlen denunziert und behauptet, dieselben hätten unter dem Druck einer terroristischen Regierung stattgefunden. Welche Insamkeit! Als es sich, einige bulgarische Garnisonen hatten sich gegen die Regierung aufgelegt, da war die bezahlte russische Presse außer sich vor Freude. Diese Barbaren waren entsandt von der Aussicht auf einen blutigen Bürgerkrieg in Bulgarien. Ist ihr lautere Schmarotz, ihr seid die atztrachianische Pest für unser Vaterland! Und ihr Märtyrer! Op'et der russischen Völkerei! Zwei von euch waren meine Bekannte! Wie oft hat sie ge: „Ich liebe den russischen Zar, unser Beschützer!“ „Kame Leute!“ „Dort oben“ findet ihr den alten Raskow und den Bopen Argel. Sagt ihnen: „Auch wir sind die Opfer des russischen Rubels!“ Und sagt dem Raskow, Habscht, Dimitri, Bolew, Benschowsky, Wessly, Ruskisch, Juden, Raskow, Bolow und Stankow, daß Bulgarien noch lebt und daß es, allen Anstrengungen der Jarentschke zum Trotz, sich nur für die Freiheit und die Unabhängigkeit begehrt!“

Ein Seeroman. In Saint-Ralo auf der Insel Jersey wurde der Kapitän Landgren am 20. Oktober durch große Freilichtkeiten von Seite der Beläden ausgezeichnet. Im Monat April hatte er als Kapitän des Fährschiffes „Lombola“ auf hoher See ein junges Mädchen, Namens Journeaux, gerettet, die allein in einer Barke seit zwei Tagen von den Wellen herumgetrieben wurde. Sie war bei einer Fischereifahrt vor der Sturmfluth fortgerissen worden. Ein junger Mann, der mit ihr war, fiel ins Meer und konnte sich mit Mühe und Noth bei dem Hochgange der Wogen an den Strand retten. Er wurde vom Strafgerichte in Jersey wegen des Mordes seiner Gefährtin verurtheilt. Bevor das Urtheil vollzogen wurde, langte eine Depesche der Versuchswunden, um die schon Trauer angelegt wurde, aus Tereca-Rosa an. Das Mädchen war, wie schon erwähnt, von dem Kapitän Landgren gerettet worden, der es an seiner Sorgfalt nicht ließ. 25 Tage verbrachte er sie an Bord, bevor er in den Golf von Saint-Laurent mit seinem Fährschiffe einlief. Hier übergab er sie dem Kapitän der Bai Saint-Georges, der sie nach Jersey zurückbrachte. Der Ritter wurde mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet und erhielt außerdem ein werthvolles Kunstgeschloß, zu dem die Bewohner von Jersey zuammengedrängt hatten.

Eine neue Krankheit. In einer süddeutschen, am Rhein liegenden bekannten Kurstadt, so erzählt die „Zal. Volksz.“, in welcher in früheren Zeiten die deutschen Kaiser gel. hat worden, lebt und weilt ein Kommerzienrath, dem zum irdischen Glück nichts fehlt, als so eine ganz kleine, bescheidene Delusion. Kein D. denzegen hat ihn bis jetzt die erste Krankheit gezeichnet, von Jahr zu Jahr schrumpft die Gestalt mehr und mehr zusammen, er gibt geküßt und die städtischen Seifen und Getränke — der Mann hat's ja — gingen unter rührt vom Tische wieder weg, wenn er keine hungarischen Löffel und duffigen Söhne besäße. „Der schlechte Appetit und das geküßte Aussehen des Kommerzienraths“, gab jüngst ein Arzt einem neugierigen Frager zur Antwort, „mündert sich gar nicht; der Unglückliche leidet eben an — Bandwurm und Reuensch.“

Kleine Mittheilungen.

München, 26. Oktober. Ein Korrespondent der „Weltz.“ berichtet folgende romanhaft klingende Geschichte, die deren Wahrheit ihm jedoch die genannte Zeitung die Garantie überläßt: „Ein Selundaner des hiesigen Programms erhielt kürzlich von seinem angeblichen Freunde George Voltier einem geborenen Franzosen, gleichfalls Selundaner, mehrere Briefe, worin ersterer gebeten wurde, an dem betreffenden Nachmittage mit Voltier einen Spaziergang zu machen, es sei wohl das letzte Mal, daß sie zusammen seien, da Berger am folgenden Tage hier sein Abgangsexamen zu bestehen hätte. Berger hat zweimal unter Hinweis auf das bevorstehende Examen die Bitte abgewiesen und erst auf den erhaltenen dritten Brief den Spaziergang zugestimmt. Die beiden Freunde gingen stößlich durch den „Bogefana“ in den Wald hinaus bis zum Hühnerfeld. Unterwegs bemerkte Berger in der Ferne seines Freundes einen Strich und erhielt auf die Frage warum er denselben bei sich trage, die Antwort: „Wir können ja nächst einmal zusammen Indianer spielen.“ Etwa eine Stunde von hier an einer einsamen Stelle sieht Voltier den Strich hervor und behauptet anscheinend arglos, er könne wenn er an einem Baume festgebunden sei, sich doch frei machen. Es wird probirt und er läßt auch ohne Hilfe wieder die Fesseln. Nun soll Berger dasselbe Experiment machen. Derselbe kann sich aber nicht gut selbst freibinden und Voltier läßt ihn deshalb Hilfe, jedoch in einer solchen Weise, daß Berger bald kein Glied am Baume mehr bewegen kann. Jetzt wächst dem Franzosen der Muth, es erhellt sein Auge, er zieht einen Revolver aus der Tasche und schießt ihm etwa folgendes: „Stich! Du, jetzt habe ich Dich erwischt. Diesen Augenblick habe ich lange herbeigesehnt! Wollte Du noch, wie Du mir vor drei Jahren vorgeworfen hast, ich sei ein seliger Franzose? Jetzt ist Dein Ende da!“ Mit diesen Worten zielt Voltier höhnisch nach dem Haupte seines Freundes. Berger, der Anfangs kaum ein Wort hervorbringen kann vor Bekürzung, als er sieht, was sein angeblicher Freund mit ihm anfangen will, bittet stöhnend um sein Leben. „Warte 10 Minuten tannst Du denn noch leben, so lange will ich mich noch an Deiner Qual laben; in 3 Tagen ist ja überhaupt von Deinem Körper nichts mehr vorhanden, denn bis dahin haben Dich die Fische und wilden Schweine längst aufgefressen, war die Antwort. „Wenn Du wagst“, sagte er noch dazu, „Hilfe zu rufen, so lasse ich Dich auf der Stelle nieder.“ Voltier erwiderte: „Berger bittet unter Thränen um Hilfe, ihm doch das Leben zu lassen, sein Tod würde ihm ja gar nichts nützen, er wolle nichts ferner erfahren u. s. w. Da sagt Voltier endlich, jedenfalls doch gerührt von dem Bitten und Flehen seines Schulkameraden: „Gut, so will ich Dich denn leben lassen, aber vorher muß Du mir schwören, daß Du keinem Menschen ein Wort von dem, was zwischen uns vorgefallen, mittheilst. Bricht Du den Schwur, und ich werde verhaftet, so sind sechs andere da, die mich schrecklich rächen werden.“ Berger schwört natürlich, und die Folge davon war, daß er von den Fesseln befreit wurde. Bleich wie eine Leiche, noch zitternd, blutunterlaufen kommend, ging Berger nach Hause. Anfangs wußt er als Antwort auf die vielen Fragen darauf hin, er hätte schwören müssen, nichts zu sagen, aber auf Befehl seiner Eltern hat er dann die ganze Geschichte erzählt. Voltier, selbstverständlich von der Sache fortgesetzt, ist stößlich geworden, als er gehört hat, wie sein Thut ans Licht gekommen ist und soll sich jetzt in Pest befinden. Er ist ein lang aufsehender junger Mensch von etwa 16 Jahren, der Reis eine Brille trägt. Berger kommt trotz der erlittenen Angst folgenden Tags vor das Lehrkollegium treten und auch sein Examen bestehen. Da die Sache noch ernstere Folgen hat, ist vorläufig noch nicht bekannt geworden.“

Die südamerikanische Ausstellung,

welche auf Veranlassung des oft genannten „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ in Genève im Jahre 1883, dürfte bei Weitem nicht den von den Arrangements erteilten Erfolg haben. Die Zahl der Besucher nimmt sich in den geräumigen Hallen der Waarendepot, in welchen die Ausstellungsgegenstände platziert sind, nur verhältnismäßig klein aus.

Beteiligt an der Ausstellung sind alle südamerikanischen Staaten, am umfangreichsten Brasilien, Argentinien und Chile.

Unter den Produkten aus Brasilien nehmen die der Provinzen Rio Grande de Sul und St. Katharina die hervorragendste Stelle ein. Beide Provinzen sind bekanntlich tausend unterer Landstriche eine neue Heimat geworden und die aufgestellten Erzeugnisse bezeugen erfreulich Weise, daß es ihnen gelungen ist, den jenseitigen Boden Brasiliens allmählich der Kultur zu erschließen. Welche Entbehrungen sie aber zu ertragen hatten und wie sehr noch heute der eingewanderte, mittellose Kolonist auf alle Bequemlichkeiten der alten Heimat verzichten muß, lehrt uns eine Hütte aus der Provinz St. Katharina, welche als naturgetreue Wiedergabe des Originals eine besondere Anziehungskraft auf die Besucher ausübt.

Ein einfacheres Haus kann man sich kaum denken. Einige mehr oder minder starke Säule und etwas Schilf bilden das Baumaterial, das durch rankenartig gewachsene Pflanzen, welche die Stütze ersetzen, zusammengehalten wird. Das Mobiliar ist ganz aus den gleichen Stoffen konstruiert; gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß manche Gegenstände, wie z. B. die Bettstellen, trotzdem recht zweckmäßig hergestellt sind.

Wie groß der Abstand zwischen der Hütte des Anstellers im Urwald und dem mit allem europäischen Luxus ausgestatteten Wohnhaus des reichen Brasilianers ist, läßt sich am besten erkennen, wenn man die zahlreich ausgestellten photographischen Aufnahmen etwas näher in Augenschein nimmt. Man könnte geneigt sein, die Prachtbauten, Villen und Straßenläge in den Vororten einer größeren deutschen Stadt zu meinen, wenn nicht die exotischen Gewächse, welche im Hintergründe überall erscheinen, dem Ganzen ein besonderes, fremdländisches Gepräge aufgedrückt hätten.

Verhättnis Aufmerksamkeiten erregen die Photographien der Angehörigen des „alten Gesellschafts“. Die südamerikanischen Damen konkurrieren ebenfalls nicht nur in Betreff der Toilette, sondern auch im Punkte der Schönheit erfolgreich mit ihren europäischen Schwestern. Und das läßt sich eben so gut von europäischen Frauen, als von den Brasilianern sagen. Ein Photograph aus Pernambuco ist lebenswahrig genug, und durch das Portrait einer jungen Mulattin hierfür den treffendsten Beweis zu liefern.

Die gefiederte Welt Südamerikas wird uns en masse aus allen Ecken dieses Landes in ausgekostetem Zustande vor Augen geführt. Neben den vielen Papageienarten interessieren namentlich die winzig kleinen Kolibris. Einige dieser Vögelchen sind nicht größer als eine Hornisse und die in den geräumigen Käfigen befindlichen Eier sehen den Erbsen zum Vergleich ähnlich.

Peru und Bolivia bemühen sich augenscheinlich, durch kostbare Ausbeute und Schlangenfelle uns zu zeigen, daß derartige Raubzüge bei ihnen in noch sehr umfangreichem Maße heimisch ist. Aber auch in den übrigen Staaten ist ebenfalls kein Mangel an allerhand Bestien vorhanden. So kommt die wilde Kogge in der verhältnismäßig doch bereits stark bevölkerten brasilianischen Provinz Rio Grande de Sul noch häufig genug vor und nach der Größe und Stärke der ausgestellten Exemplare zu urtheilen, dürfte der Schaden, den diese Thiere anrichten, keineswegs gering sein.

Außerordentlich mannigfaltig präsentiert sich uns die Flora Südamerikas. Wohlhabende mediterrane Kräuter sowie Ruß- und Farne nehmen einen wesentlichen Raum für sich in Anspruch. Mehr jedoch als alle anderen Gewächse tritt der Kaffee in den Vordergrund, welcher hauptsächlich der Hauptkultur der Agrarkultur Brasiliens und nahezu auch Venezuelas geworden ist. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist ferner das Juckkraut, welches bekanntlich nicht nur Jucker, sondern auch einen guten Rum liefert, an dessen Erziehung die Besucher der Ausstellung durch einen Ausblick erinnert werden, welcher in einer Veranda der oben erwähnten Hütte stattfindet. Man kann sich hier für einige Raki das Vergnügen leisten, einen echten Baccarat zu spielen und ein Glas Orangenwein aus der Kolonie Blumenau hinter die Binde zu gießen. Der „Kammer“ hat somit Gelegenheit, sich selbst über die Güte dieser edlen Flüssigkeit einen Urtheil zu bilden.

Von sonstigen agrarischen Produkten haben wir: Wolle, Wein, Tabak, Reis, Weizen, Lohnen, Erbsen und sogar Roggen. Letzterer gedeiht jedoch nur an wenigen Orten, u. a. in der Provinz Rio Grande de Sul. Hervorragendes leisten in Argentinien: Getreide, Argentinien und Brasilien. In Tabakbau steht Brasilien im Weinbau Argentinien obenan. In der Wolleproduktion steht letzteres unübertroffen da. Die ungeheuren Weidwiesen dieses Landes fördern die Schafzucht ungemein und lassen sie als das rentabelste Unternehmen erscheinen.

Als sehr berechtigte Repräsentanten des unermeßlichen Mineralreichthums Südamerikas erscheinen uns die sorgfältig gruppierten Erze aller Arten. Ueber ist es dem Vater nicht möglich, sie ihrem Reize oder ihrer Schönheit nach zu unterscheiden, weil hierzu gute sachmännliche Kenntnisse erforderlich sind. Wir können daher nur konstatieren, daß in Brasilien Diamant und Gold, in Chile und Peru aber namentlich Silber und Kupfer gewonnen wird.

Auf industriellen Gebiete wird in Südamerika verhältnismäßig noch wenig geküßt, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß einige Staaten in gewissen Branchen bereits ganz bedeutende Fabriken besitzen. Brasilien, welches in der Provinz Sao Paulo schon ein Härtewerk besitzt, produziert u. a. Robeisen, Luche und Hüt; Chile gleichfalls Luche, namentlich aber Leder; Venezuela zeigt uns durch eine Anzahl Kolonien und Kolonien, daß in seinen Ländern die Seidenzucht lebhaft betrieben wird und das „Land der Weber“, Paraguay, liefert neben dem bekanntem Mate schon Filzhüte, während Uruguay mit seinen weitbekannteren Fleischkonserven paradiert. In Argentinien scheint die Zubereitung eine hervorragende Rolle zu spielen, was wohl dem Umstande zuzuschreiben werden darf, daß zur Raffinerie von Weinen und Fleischspezialitäten eine Anzahl Et'actellen erforderlich sind.

Unter den mehr decorativen Gegenständen der Ausstellung verdient ein, der ganz besondere Beachtung. Es ist dies ein Schädel eines Ureinwohners von Peru, dessen Formen mehr als viele Werke für die Darwin'sche Theorie sprechen. Auch dem Blick ins Auge muß es angestrichelt dieses corpus delicti klar werden, daß zwischen der Zeit dieses Ureinwohners und dem jetzt in Peru lebenden Geschlecht ein Riesenschritt liegt, welcher nur

in langsamer Entwicklung zu edleren Formen zurückgelegt werden konnte.

Weit schneller, als je gedacht, ist Südamerika der Kultur zugänglich gemacht worden. Erst langsam, allmählich aber schneller strömten die Auswanderer in die Gänge dieses Landes und heute begegnen wir auf der Ausstellung bereits Produkten aus Gegenden, welche vor einigen Jahrzehnten nur von wilden Thieren und Indianern betreten wurden.

Die Ausstellung ist vor dem Eingange erwähnten Verein angelegt zu dem Zweck ins Leben gerufen worden, den Handel Deutschlands mit jenen Ländern zu beleben und deutschen Waaren neue Absatzgebiete zu schaffen. Wir dürfen indes mit der Annahme kaum fehl gehen, daß noch andere Gründe die Triebfedern dieses Unternehmens waren. Man glaubte damit die Begrüßung für sogen. deutsche Kolonien wieder nachhaken zu können! Dieses dürfte leider nur in sehr bescheidenem Maße erreicht werden, letzteres aber erfreulicher Weise überhaupt nicht. Unsere Herrn Agrarier werden schon durch hohe Böll: dafür sorgen, daß uns die Kolonien Südamerikas verschlossen bleiben. Die Ausfuhr nach jenen Ländern wird aber sicher auch nicht wesentlich steigen, weil die selben erschwerlich zu führen sind, sich ihren Bedarf an technischen Hilfsmitteln selbst zu verschaffen, was voraussichtlich in nicht allzulanger Frist auch gelingen wird.

Gleichwohl darf der Reich der Ausstellung nicht unterschätzt werden. Sie ist an sich der lebendigste Beweis dafür, daß die Gründung sprachlich deutscher Kolonien schon deshalb unmöglich ist, weil alle fruchtbareren Länderfrüchte längst von anderen Nationen in Beschlag genommen wurden. Sie wirkt ferner, wie alle derartige Unternehmungen, sowohl belehrend als anregend und bewirkt die Annäherung der Nationen zum friedlichen Wettbewerbe.

Die Arrangements der Ausstellung könnten durchweg als gelungen bezeichnet werden, wenn man eine gemeinverständlichere Benennung dieser Gegenstände beilegt hätte. Wo die lateinische Bezeichnung notwendig erscheint, möge dieser der Name in deutscher Sprache beigelegt werden, damit auch die Mehrzahl der Besucher sich überall orientieren kann, was jetzt nur einem geringen Bruchtheil möglich ist. Die diesbezüglichen Klagen sind nur zu gerechtfertigt und die leitenden Persönlichkeiten würden gut thun, diesen Uebelstand so bald als möglich zu beseitigen.

Kommunales.

Stadtverordneten-Versammlung.

Sitzung von Donnerstag, den 28. Oktober.

Stadtverordnetenvorsteher, Stadts. Stryk eröffnet die Sitzung nach 5½ Uhr mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen. Die Anwesenden sind zusammengetreten und haben die Wahl von 15 Mitgliedern für den Ausschuss zur Vorbereitung der Vorlage, betreffend den Ankauf zweier Grundstücke zur Erweiterung der Gasanstalt in der Danzigerstraße und von 15 Mitgliedern für den Ausschuss zur Vorbereitung der Vorlage, betreffend die Anlage einer Ufer- und Ladestraße zwischen Ködtern und Schönebergerbrücke vollzogen. Ein Herr Horschardt ersucht die Versammlung, der Vorlage, betreffend die Errichtung von Volksbadeanstalten, nicht zuzustimmen zu wollen, da er selber, Wallstraße 71, eine Volksbadeanstalt errichtet habe und demnach eröffnen werde, die mit 24 Badewannen ausgestattet das Bad mit 25 Pf. berechnen werde.

Nach Eintritt in die Tagesordnung werden eine Anzahl Naturalisationsgesuche geschäftsordnungsmäßig erledigt. Eine Anzahl Petitionen wird auf Vorschlag des Petitionsausschusses durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt.

Die Uebernahme eines Theiles der Holzmarktstraße in die städtische Verwaltung als öffentliche Straße wird den Versammlung von dem Ausschusse unter folgenden Bedingungen empfohlen: Der Stadtgemeinde wird das gegenwärtig freilegende, der öffentlichen Benutzung dienende Straßenterrain unentgeltlich, plan- und lochkostenfrei abgetreten, die auf und in dem Straßenkörper befindlichen Gas-, Wasserleitungen und Entwässerungslinien und das auf demselben vorhandene Pflaster unentgeltlich überlassen, und für die demnach zu bewerkstellende Regulierung dieses Gassenstücks von der Berliner Produkten- und Handelsbank und der Berliner Profabrikanten-Gesellschaft eine Entschädigung von 4000 R. gezahlt.

Stadts. Vortmann schlägt vor, keine bestimmte Summe als Entschädigung festzusetzen, sondern nur zu bestimmen, daß die Kosten der Pflasterung der Straße mit Pflaster dritter Klasse von den Rezipienten zu tragen sind.

Stadts. Reubrink bittet, die Fassung des Ausschusses anzunehmen. Die Abst. sei nicht dahin gerichtet, die Straße mit Pflaster dritter Klasse zu versehen, sondern das bisherige Pflastermaterial der Straße mit zu benutzen.

Der Antrag des Ausschusses wird angenommen.

Die Rarmorbrücke der verstorbenen Stadtverordneten-Vorsteherin Dr. med. Wolfgang Strakmann, die von der Kammer geschenkt wurde, soll im Zimmer 55 des Rathhauses aufgestellt werden. Die Versammlung nimmt hiervon Kenntniz.

Das Fest, welches die Stadt den Naturforschern am 21. September cr. im Ausstellungspark gab, hat außer den von der Versammlung bewilligten 60 000 R. noch 12 000 R. verschlungen. Der Magistrat ersucht um nachträgliche Bewilligung der Mehrkosten.

Stadts. Görki: Als i. J. die 60 000 R. bewilligt wurden, damit die Stadt würdig repräsentirt würde, vermuthete wohl keiner, daß der Magistrat mit einer Nachforderung kommen werde. Es ist hoch an der Zeit, zu fragen, inwiefern die Stadt ein Recht hat, solche Summen zu festem in dieser Zeit auszugeben. Und wie war das Fest? Wer dem Feste selber beigewohnt hat, wird wissen, daß sich zum Glück Spesen ereignet haben, die eine würdige Repräsentation der Stadt nicht sind! (Unruhe.) Sie, die Sie in einer anderen Sphäre ausgewachsen sind, mögen andere Begriffe von Aufwand und Wärdigkeit haben (Dho!). Ich kann nicht für poffend und nicht für würdig den tumultuarischen Charakter erklären, den das Fest zum Schluß angenommen hat. (Lärm.) Es gab unter den Festtheilnehmern nicht wenige, die ziemlich alkoholisiert waren. (Ooher Lärm.) Wenn es nur Arbeiter auf der Straße gewesen wären, dann wäre die Empörung groß. Und doch ist es bei denen oft nur die Verzweiflung und die Noth, die ihnen das Glas in die Hand drückt. (Erneuter Lärm.) In kurzer Zeit hat die Stadt hunderttausend Mark, wenn man die 30 000 R. für die Vorbereitung der Nationalen Ausstellung hinzurechnet, zu solchen arbeitslosen Nationalen verwendet, die sich in rein äußerlichen Dingen verhalten. Und das geschieht in einer Zeit des wirtschaftlichen Niederganges, die für wahr keinen

Anlaß zu so feillicher Stimmung bietet. Das heißt ich nicht, nur Geld unnützig auszugeben, sondern sich um die Bürgerlichkeit kümmern! Solche Vorgänge können nicht ungerügt bleiben, das sind wir uns und unseren Wählern schuldig, (Unruhe. Zwischenruf: Wenn er nur die Jigaren geliefert hätte). Besser und würdiger wäre es gewesen, man hätte die hunderttausend Mark zu einem Stipendium verwendet, dann würde man ein bleibendes Denkmal geschaffen haben. Ich weiß, die Nachforderung wird bewilligt. Es ist eine löbliche Gewohnheit des Magistrats geworden, mit solchen Nachforderungen zu kommen, aber er ist ja sicher, daß die Majorität der Versammlung allem zustimmt. (Unruhe.)

Stadts. Vangerhans findet es nicht hübsch, daß bei einer solchen Gelegenheit solche Reden gehalten werden. Es wäre angemessener gewesen, ohne weitere Worte die Nachforderung zu bewilligen. Durch die Förderung der Naturwissenschaften habe die Industrie und infolge dessen auch die Arbeiter Nutzen. Überall, wo die Naturforscherversammlungen getagt hätten, seien solche Feste gefeiert worden. Wenn wirklich einige Herren dem Meinen so viel gethan hätten, so sei das eine wohl verzehrende Erscheinung. (Griterkeit.) Es sei nicht gerade würdig, ein so großes und so festlich festlich zu kritisieren.

Stadts. Epino la wundert sich, daß gerade der Stadts. Görki die Debatte anregt, der selber am Feste theilgenommen habe. Zum Schluß hätten sich ungezählige Gäste, darunter auch Arbeiter in das Fest eingeschlichen, welche die Störungen verursacht hätten.

Stadts. Görki: Herr Epino la sollte doch wissen, daß man nur dann über einen Gegenstand sprechen kann, wenn man sich vorher informiert hat. Wie soll man Sie in Ihrem intimsten Thun belauschen (Zwischenruf: Espionage!), wenn man nicht dem zuseht, was vorgeht. Man muß an die Quelle gehen, wenn man studiren will. (Gelächler.) Sie, Sie sind froh, daß nicht die große Masse der Arbeiter hinter Ihr Treiben kommt! (Unruhe.)

Stadts. Rath Karloff konstatiert, daß die 30 000 R. welche der Stadts. Görki zu den Ausgaben gezahlt hat, nicht verbraucht worden sind.

Stadts. Reumann glaubt, daß es angebracht sei, der Fest-Kommission für ihre Thätigkeit Dank auszusprechen, nicht sie zu tadeln.

Stadts. Gerold nahm an dem Feste nicht Theil, hat aber erfahren, daß es in vielen Beziehungen mißlungen sei und daß der Festzug vollständig fiasco gemacht habe.

Nach weiterer Diskussion, in der noch die Stadtverordneten Görki und Horwitz gesprochen, beendet ein Schlußantrag die Debatte.

Der Antrag des Magistrats wird angenommen. Das Fabriketablissemnt der Aktiengesellschaft für Anilin-Fabrikation am Wiesenufer soll nach dem Vorschlage des Magistrats Anschließ an die Berliner Kanalisation erhalten.

Nach kurzer Diskussion wird der Antrag einem Ausschuss von 15 Mitgliedern zur Vorbereitung überwiesen.

Die Herstellung einer Gartenanlage auf dem Dönhofsplatz wird nach dem Antrage des Magistrats dem Ausschusse genehmigt.

Der Ausbau der beiden Dammmühlen soll für den Fall, daß das vom Stadts. Rath Görki aufgestellte Spreerregulirungssystem zustande kommt, ausgeführt werden. Die Skizze wird der Versammlung vorgelegt.

Debatteles wird beschlossen, diese Vorlage an einen Ausschuss zu verweisen.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft.

Schluß 7½ Uhr.

Es folgt eine nicht öffentliche Sitzung.

Lokales.

Zur Frage der Volksbadeanstalten schreibt man der „Post. Bl.“: Die Stadtverordneten-Versammlung wird sich demnach der Frage der Errichtung von Volksbadeanstalten auf Grund einer ihr zugegangenen Magistratsvorlage zu beschäftigen haben. Es mag daher gerechtfertigt erscheinen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese für die praktische öffentliche Gesundheitspflege sehr wichtige Angelegenheit zu lenken. Darüber waltet heut zu Tage keine Meinungsverschiedenheit mehr ob, daß Berlin mit seinen Badeeinrichtungen weit hinter anderen, viel unbedeutenderen städtischen Gemeinwesen zurückgeblieben ist und daß in dieser Hinsicht nur allzulange Versäumnisse endlich nachgeholt werden muß. Nur über die Art und Weise, wie dem bestehenden und allgemein anerkannten Uebelstande abgeholfen sei, ist eine Einigung der Anstichten noch nicht erzielt. Der Magistrat hat sich in seiner Vorlage, die Errichtung zweier Volksbadeanstalten betreffend, für die Annahme des Systems von Einzelbädern entschieden, welche in gesonderten Räumen verabfolgt werden sollen. Will man in dessen das Baden zu einer wirklich volkstümlichen Gewohnheit machen — und nur in diesem Falle wird die geplante Maßregel eine wirklich einschneidende hygienische Bedeutung erlangen können — dann liegt es auf der Hand, daß Einzelbäder hierzu auch nicht im Entferntesten ausreichen, es sei denn, man entschloße sich, derartige Badebauten aufzuführen, wie solche in Rom und in den meisten größeren Städten des römischen Kaiserreichs vorhanden gewesen sind. Da hierin in unserer Zeit aus vielen Gründen nicht zu denken ist, so muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, um dem erwähnten Uebelstande entgegenzutreten. Unseres Dafürhaltens ist die Errichtung von gemeinsamen Bädern in gut gebauten, geräumigen Bädern, mit auskömmlichen Wasserzufuhr und genügend häufiger Wassererneuerung allein zweckmäßig. So viel wir wissen, ist die Stadt Dortmund, in welcher annähernd dieselben ungünstigen Verhältnisse in der erwähnten Beziehung geherrscht haben wie bei uns in Berlin, bisher die einzige deutsche Stadt gewesen, welche sich zur Errichtung eines großartigen Volksbades mit getrennten Bädern für Männer resp. Knaben und Frauen resp. Mädchen aus öffentlichen Mitteln entschlossen hat. Auch die Verwaltung der Badeanstalt geschieht unmittelbar von Seiten der Stadtbehörden. Seit einer Reihe von Jahren ist diese Volksbadeanstalt ununterbrochen im Betriebe und die Zahl der dort genommenen Bäder geht in das Vielfache der hunderttausend und ist in ununterbrochenem Steigen begriffen. Die Anlagekosten dieser Anstalt sind allerdings recht erheblich gewesen, allein die Vergütung des Kapitals ist in Folge des Wassergebrauchs der Bädern von Jahr zu Jahr günstiger geworden, so daß die etwaige Mehrbelastung der städtischen Steuerzahler kaum noch ins Gewicht fällt. Es wäre daher sehr wünschenswert, wenn sich unsere Stadtbehörden, bevor sie sich für die endgültige Annahme des Bädernsystems für die zu errichtenden Volksbadeanstalten entscheiden, mit der Dortmund Stadtsverwaltung ins Einvernehmen setzen wollten, um auf diese Weise eine ziffermäßige Kostenaufstellung zu erhalten.

So viel ist unbestritten, daß im Verhältnis zu der Zahl der etwa zu verabsorgenden Bäder die Kosten für ein großartiges Badaufstand sich erheblich geringer stellen würden, als die Anlage einer Anzahl für Bäder bezw. Bannbäder.

Der kürzlich zu 8 Jahren verurtheilten 12jährigen Mörderin Marie Schneider widmet Paul Vinou in der Zeitschrift „Nord und Süd“ einen längeren Artikel, in welchem er auf Grund persönlicher Beobachtungen während der Verhandlung sich mit dem Gutachten der wissenschaftlichen Sachverständigen befaßt und den Standpunkt vertritt, daß diese ungeheuerliche That nicht vor den Richter, sondern vor den Arzt gehörte. Daß das Kind „bei Sinnen“ war, giebt Vinou zu, er begründet jedoch in einer sehr interessanten Weise, daß die vom Geizt erforderte „Erkenntnis“ der Strafbarkeit der Handlung etwas mehr ist, als ein bloßes „Verständnis“ der Strafbarkeit, da zum „Verständnis“ nur die Kräfte des Verstandes in Anspruch genommen werden, die Erkenntnis dagegen die rege Thätigkeit der edlen Empfindungen des Gemüths, des Herzens, der Seele fordert, deren Fehlen gerade die Marie Schneider zur seelischen Idiotin mache. Bekanntlich hatte auch der Vertheidiger in seinem Prozeß der kleinen Verbrecherin entsezt zu rufen: „Du hast kein Herz, Du hast kein Gemüth!“ und Vinou vertritt nun die Ansicht, daß es ohne Herz und Gemüth auch keine „Erkenntnis“ gebe, daß vielmehr die hier zu Tage tretende Verblöschung im Menschen sich als vereinzelter Fall der „moral insanity“ darstelle, mit welcher allerdings schon viel Unfug getrieben ist. — Bekanntlich hat sich der Gerichtshof in diesem Falle über die Gutachten der drei Sachverständigen hinweggesetzt und da ist der Hinweis interessant, welcher sich in einer Anmerkung zu dem Artikel vorfindet und auf das Werk bezieht: „Die Beobachtungen zwischen Geisteskränkung und Verbrechen.“ Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt zu Dalsdorf von dem dirigirenden Arzt, Medizinalrath Dr. Sanders und dem ersten Assistenten Dr. A. Richter. Das Werk führt eine lange Reihe von Fällen auf, in denen der Geisteszustand von Verbrechen, die verbrecherische Thaten begangen haben, vom Richter nicht erkannt worden ist. Die betübende Statistik weist von 144 gerichtlichen Verhandlungen gegen Geisteskränke, die, wie später erwiesen, zur Zeit der Verübung der That schon hochgradig geistesgekränkt waren, nur 38 Fälle auf, in denen die Zurechnungsfähigkeit richtig erkannt worden ist. 106 Verurtheilte wurden als zurechnungsfähig angesehen. Der jg. noch in der Irrenanstalt zu Dalsdorf lebende Geisteskranker Wilhelm M., der in der Erziehungsanstalt für künftlich verwaiste Kinder aufgewachsen ist, hat wegen einer Reihe von Verbrechen gegen das Eigenthum und schließlich auch gegen das Leben, abgesehen von geringen Freiheitsstrafen, 20 Monate im Gefängnis und 18 Jahre 6 Monate im Zuchthaus zugebracht. Dieser M. hat während seiner Strafszeit häufig die denkbar schwersten Ordnungsstrafen erlitten und erlitten müssen, weil man ihn für einen unverbesserlichen, unändlichen Verbrecher hielt und nicht erkannte, daß man einen bejammernswürdigen tobsüchtigen Geisteskranken vor sich hatte, der er nachgewiesenermaßen seit langen Jahren ist und wahrscheinlich von Kindheit an gewesen ist.

Aus den höheren Schulen. Es sind besonders nach den Erfahrungen bei den letzten Versetzungen in den höheren Schulen wieder mehrfach Klagen über die zu losen Beziehungen zwischen Schule und Haus laut geworden. Diese Klagen haben Beachtung gefunden. Den Eltern ist seitens der Direktoren mehrerer Schulanstalten ein Schreiben folgenden Inhalts zugegangen: „Den geehrten Eltern resp. Erziehern unserer Schüler mache ich hiermit die ergebene Anzeige, daß nach höherer Verfügung Ihnen hinfür die von den Eltern durchgesehenen schriftlichen Arbeiten ihrer Söhne, sowie die häuslichen wie die Extemporalen, nicht mehr zur Unterschrift vorgelegt werden; vielmehr werden Ihnen unter Wegfall der bisherigen (üblichen) sogenannten „Sittendücker“ alle unsere Mittheilungen über das Verhalten der Schüler nur in verschlossenen Briefen eventuell unanfräglich durch die Post zugehen. Eine solche Mittheilung wird regelmäßig nur dann erfolgen, wenn Anrecht über den Schüler verhängt wird. Den Eltern resp. Erziehern unserer Schüler kann demnach nur dringend anempfohlen werden, den häuslichen Fleiß ihrer Söhne sorgfältig zu überwachen, von ihren Leistungen durch regelmäßige Einsicht ihrer Schulhefte Kenntnis zu nehmen, überhaupt sich regelmäßig mit dem Ordinarius und den übrigen Lehrern ihrer Söhne in Verbindung zu setzen.“ — Und die Gemeindegemeinschaft?

Die Gefahren des Eisenbahndienstes für die in dem Betriebe thätigen Beamten und die daraus resultirende Unsicherheit für das reisende Publikum wird recht einleuchtend illustriert durch eine Verurtheilung, die gegen den hiesigen Lokomotivführer F. erlassen wurde. F. war beschuldigt, im Dezember v. J. beim Einfahren in den Bahnhof das Einfahrtssignal unrichtig gelassen und dadurch einen in derselben Richtung sich seitwärts bewegenden zweiten Zug gefährdet zu haben. Einige Tage nach dem Unfall ging F. zum Arzt, und dieser erklärte den F. für leidend. In dem angebliehen Mittheilung hier es, die Klagen des F. sind derart, daß man Verdacht auf beginnende Geisteskränkung, beruhend auf organische Veränderungen des Gehirns, haben muß. Dies Leiden bezog F. auf einen Schlag an den Kopf, den er im März v. J. bei einem Zusammenstoß zweier Züge erlitten. Er bestand sich dabei auf seiner Maschine vor dem haltenden Zuge, auf den ein anderer Zug aufstieß. Hierbei fiel F. mit dem Kopf gegen die Ueberdachung der Lokomotive, verplügte in Folge dessen längere Zeit Kopfschmerz, hoffte aber, daß das Uebel von übergeben werde. Nach Angabe seiner Frau soll sich F. seit jener Zeit in seinem Wesen sehr verändert und vor seinem Dienst geradezu gesünder haben; auch sein Geizt ist dinstand, daß F. in letzter Zeit ganz wunderliche thätliche Manipulationen vorgenommen habe und ihn manchmal ganz ohne Grund plötzlich laut angefahren habe. Ähnlich war sein Verhalten bei dem Vorfall im Dezember. Er fuhr trotz des Haltessignals in den Bahnhof ein und ein furchtbares Unglück wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht aus dem lauten Huruf mehrerer Bahnwärter der Geizt die Handbremse noch zur rechten Zeit angezogen hätte. Das strafrechtliche Verfahren gegen F. wurde eingestellt, der da auch gerichtliche Hypothese zu der Ueberzeugung kam, daß F. sich bei jenem Vorfall im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit befunden. F. ist einfach aus dem Dienst entlassen worden. Wäre es aber nicht im Interesse der Verkehrssicherheit nöthig, daß die Bahnverwaltung das bei einem Eisenbahnunfall beteiligte Betriebspersonal einer strengeren ärztlichen Kontrolle unterwerft? Es ist ja bekannt, daß der Fahrdienst Personen und Geizt stark angeht und Eisenbahnunfälle gerade in dieser Beziehung die schlimmsten Folgen herbeiführen können, auch wenn äußere Verletzungen fehlen. Der hier geschilderte Fall mahnt dringend zur größten Vorsicht. Man bedenke nur, was ein geisteskranker Lokomotivführer anrichten kann.

Nach immer scheint in den Kreisen der hiesigen kleineren Restauratione die Ansicht vorzuherrschen zu sein, daß weibliche Personen, welche als „Dienstmädchen“ gemeinet und bezeichnet, jedoch im Gewerbebetriebe ihres Dienstherren beschäftigt werden, dem Krankenversicherungsgesetze nicht unterliegen und daher zu den Dienstkräften nicht anzurechnen sind. Das ist ein Irrthum. Es ist durch wiederholte Entscheidungen der Gerichte festgestellt, daß Dienstboten im Sinne des Krankenversicherungsgesetzes nur solche Personen sind, welche ausschließlich oder doch überwiegend in der Privatwirtschaft ihres Herrherrn mit häuslichen Diensten beschäftigt sind, daß dagegen Personen der oben bezeichneten Art gemäß § 1 Absatz 1 Nr. 2 des Krankenversicherungsgesetzes dem Versicherungszwange unterliegen. Bei Unterlassung der Anmeldung solcher Mädchen setzen sich die Arbeitgeber der Gefahr aus: a. die statutenmäßigen Beiträge zu der Dienstkrankenversicherung auch noch erfolglos Auflösung des Dienstverhältnisses

so lange fortzuführen zu müssen, bis sie das Mädchen vor schriftsmäßig beim Krankenstand abmelden (§ 51 a. a. D.), außerdem b. der Dienstkrankenliste, welche eine solche vor der Anmeldung erkrankte Person unterschreiben mußte, alle Aufwendungen zu erstatten (§ 50 a. a. D.) und c. in jedem einzelnen Falle mit Geldstrafe bis zu 20 Mark bestraft zu werden (§ 81 a. a. D.). In zahlreichen Fällen sind auch diese Folgen bereits eingetreten. Es sei noch bemerkt, daß der hier beschriebene Abonnementverein Berliner Dienstkranken für Krankheitskosten Entscheidung der Dienstboten keine Einwirkung ist, deren Mäßigkeit die Restauration von der Anmeldung ihrer als Dienstmädchen bezeichneten Gewerbegehilfen befreit.

Zur Frage der Privatposten schreibt die „Nordb. Allg. Ztg.“: „Vor Kurzem ist darauf hingewiesen worden, welche Unsicherheiten sich aus der Thätigkeit der Privat-Briefbeförderungskassen für den allgemeinen Verkehrserfordern ergeben. Inzwischen ist wiederum ein Fall der Unterdrückung bzw. Unterdrückung einer Anzahl von Korrespondenzgegenständen durch den Boten einer Berliner Privatbeförderungskasse vorgekommen. Zu verwundern sind allerdings solche Vorgänge nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig bei den Privat-Briefstellen die Vorbedingungen vorhanden sind, um sich ein zuverlässiges und geschultes Personal zu erwerben. Die Reichspost ist im Stande, die Auswahl des bezüglichen Personals schon vermöge der Unterdrückung durch die übrigen Staatsbehörden mit möglicher Sicherheit zu treffen. Die Thätigkeit ihrer angestellten Briefträger u. s. w. wird durch vielfache Aufsichtorgane sorgfältig überwacht. Es treten bei den Postbeamten für Amisvergehen die im Gesetz angeordneten härtesten Strafen ein, die unter Umständen den Verlust der Dienststelle und des Anspruchs auf ein Ruhegehalt nach sich ziehen. All diese Sicherheitsmittel stehen Privatunternehmungen nicht zu Gebote. Nicht geringer sind beim Gebrauch der Privatstellen die Nachtheile in Bezug auf die Wahrung des Briefgeheimnisses. Die Postbeamten dürfen weder über den Inhalt der ihnen übergebenen Briefe und Postkarten, Druckfachen u. s. w. etwas verathen noch auch offenbaren, mit wem Jemand im Briefwechsel steht u. dergl. Eine solche gefesselte Bestimmung giebt es für die Privat-Briefbeförderung nicht; welche schlimmen Folgen hierdurch für die Versender entstehen können, springt in die Augen. Hieran knüpft sich die wichtige Frage: wie werden bei den Privat-Anstalten die demnach ziemlich zahlreichen Sendungen behandelt, welche wegen ungenügender Aufsicht nicht haben bestellt werden können und auf welchen der Absender sich äußerlich nicht genant hat? Bei der Post ist die Einrichtung getroffen und durch langjährige Erfahrung als zweckmäßig bestätigt, daß solche Briefe von bestimmten Beamten, welchen die strengste Verschwiegenheit noch besonders zur Pflicht gemacht ist, alsbald amtlich eröffnet und dem Absender unter amtlich bewilligter Beschlusse wieder zugeführt werden. Wie in dieser Beziehung bei den Privatstellen verfahren werden mag, darüber ist bisher nichts bekannt geworden.“ Alle diese Aussetzungen sind dem Publikum bekannt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die kaiserliche Post größere Garantien bietet. Aber diese Garantien sind für die Post nicht mit anderen Ausgaben verknüpft, und es ist durchaus nicht einbildlich, daß daraus, wie es den Ansehern hat, die Begründung der Berechtigung zur Erhebung höherer Portosätze hergeleitet werden soll. Dienstleistungen, welche einen Theil ihrer Brief- und Zirkularsendungen gegen das erheblich billigere Porto den Privatgesellschaften überlassen, haben das scheinlich gelassen, nachdem sie Vortheil und Nachtheil gegen einander abgemessen haben.

Das allerkleinste Haus in Berlin. Vor Kurzem wurde von einigen Zeitungen behauptet, daß in der Nähe, gleich einem Reil zwischen die beiden Grundstücke 9 und 10 der Großen Brändententstraße eingeschobene Schuhmacherladen das kleinste Haus in Berlin sei. Wir sind in der Lage, so schreibt die „Vollst.“, ein noch kleineres anzugeben zu können. Am Mühlendamm, dort wo der Torweg zu den Höfen des Polizeipräsidiums sich befindet, liegt unmittelbar an dem Kolonnenbang gleich einem Säulenbündel ein selbstständiges Grundstück (Nr. 32), nur einen ganz engen Laden — zeitweilig hauste ein Seiler-Barbier darinnen, dann eine Schenke — mit darüber befindlichem Hängeboden enthaltend. Diese „Schachtel“ von Haus ist Eigenthum des Domänen-Kontamtes „Mühlendamm“ und besitzt alle Rechte eines selbstständigen Hauses.

Zur Bluthat in der Belfortstraße. Das 14 Tage alte Kind der von ihrem Gemann ermordeten Frau Finger, das bekanntlich bei der unglücklichen Katastrophe am Dienstag früh von dem eigenen Vater am Kopfe verletzt worden, ist am vorigen Tage behufs ärztlicher Behandlung in die königliche Spazier eingeliefert worden. Im Wasserhaus, wozu man das Kind aus polizeiliche Anordnung geschafft, hat sich die Verletzung als so ernsthafte Natur erwiesen, daß man sich zur Ueberführung des Kindes in das Krankenhaus entschließen mußte. Der Zustand des Kindes ist zwar nach ärztlichem Gutachten kein lebensgefährlicher, doch soll das eine Auge derart quergestellt sein, daß es sehr fraglich ist, ob die Sehkraft auf diesem Auge erhalten bleiben wird.

Ueber die Katastrophe in der Philharmonie, über die wir kürzlich berichteten, sind dem „Berl. Tagbl.“ inzwischen von einem Betheiligten folgende nähere Mittheilungen zugegangen: In der Nacht am 24. d. M. wurde auf einem Vereinstische in der Philharmonie eine junge Dame, welche ein weißes Mäntelchen trug, durch ein weggeworfenes brennendes Streichholz in Brand gesetzt. Die hierdurch in Schrecken gesetzte Menge stürmte sofort in wilder Furcht, „Feuer!“ schreiend, den Garderoben und Ausgängen zu und zog dem Herrn U., der mit seinem ausgezogenen Rock das Feuer zu dämpfen versuchte, mit fort, zertrat seinen Rock und überließ, völlig kopflos geworden, die brennende Dame derart ihrem Schicksal, daß man ihr bei jeder Annäherung, auf zehn Schritte im Umkreise, eiligt auswich. Da eilte von einer entfernteren Stelle eine andere junge Dame herbei, warf sich der brennenden Schwelmer, der die Flammen bereits hoch über den Kopf zusammenschlugen, um den Hals, und stand ebenfalls gleich in Flammen. Auch sie wurde zurückgerissen und dann ohnmächtig fortgetragen. Da endlich drang ein Herr von den Vornen her in den Saal, drach sich, mit Uebermut und Häuten um sich schlagend, Bahn zu der brennenden Dame, brachte sie durch Hurufen und Vorhalten seines Fußes zu Falle und warf sich auf dieselbe, wobei ihm leider der eine Arm auch vollständig verbrannt ist. Nun erst wagten mehrere in der Nähe befindliche Herren hinzuzutreten und das Feuer vollends zu löschen. Während ein auf dem Orchester zufällig anwesender Arzt über die Brüstung hinweg von oben herab in den Saal sprang, zu Hilfe eilte, die Behandlung der verbrannten Dame bereitwillig und mit größter Aufopferung übernahm und den ersten Verband anlegte. Daß die verbrannte Dame ohnmächtig geworden, ist nicht der Fall, sie wurde aber in ein Lebenszimmer getragen, weil sie auf den verbrannten Füßen zu gehen nicht mehr im Stande war. Wer der Brandstifter war, hat die Untersuchung nicht festgestellt können.

Die polizeiliche Beaufsichtigung der christlichen Herberge in der Drantienstraße, welche durch Stationierung eines händigen Säugmannspostens vor dem Hauseingange erfolgt, hat sich als eine unabweisliche Maßregel ergeben, welche für manchen Handwerksburschen von großem Nutzen gewesen ist. Es kommt nicht selten vor, daß Handwerksburschen die Reise nach Berlin mit gefülltem Kännel und ansehnlichen Baarmitteln antreten, in der sicheren Erwartung lebend, hier in Berlin in wenigen Tagen eine gute Stellung zu erhalten. Aber es kommt anders. Arbeit wird nicht gefunden und die Ruttergrößen werden ausgekehrt. Nun kommen die Vampyre

der Herberge. Uhr, Gold- und andere Werthgegenstände werden dem unselbstständigen jungen Provinzialen für wenige Mark abgenommen und wenn er vollständig „blank“ dasteht, nimmt er seine Zuflucht zum — Betteln. In jeder Herberge giebt es hierfür geschulte Instrukteure, welche dem A. u. d. die richtigen „Anweisungen“ erteilen. Aber damit nicht genug, die jungen Leute werden auch, wenn sie Geld besitzen, zum Spiel verleitet, werden Beschüger von einer gewissen Klasse von Damen, weil sie einen edlichen Namen haben, und die Folge ist Verleberge, Blößen, Brandenburg, Sonnenburg! Liebe Beschüger nach Mäßigkeit von den unersahenen Handwerksburschen abzuwenden, ist die Aufgabe der Polizei-beamten durch strenge Beaufsichtigung der Insoffizien der Herberge.

Am 26. d. gegen Mittag fiel der Hausdiener Verholz in der Drantienstraße beim Abpringen vom Vorderpertron eines in der Franke'schen Bierbahnwagen zum unglücklich zu Boden, daß er unter die Räder d. selben geriet und einen mehrfachen Bruch des rechten Unterarms erlitt. Er wurde, nachdem ihm auf der nächsten Sackstraße ein Kopfverband angelegt worden war, nach der Spazier gebracht. — Es sei dieser Fall zur besonderen Warnung veröffentlicht. Ist schon beim Auf- und Abpringen beim Niederpertron der Bierbahnwagen Vorsicht notwendig, beim Vorderpertron sollte man alle derartige gewagte Versuche unterlassen. Die Hallestellen folgen einander so dicht, daß keinerlei Veranlassung zu gefährlichen Experimenten vorliegt.

Briefmarder im Tempelhofer Garnison-Lazareth. Seit längerer Zeit verschwanden, dem „B. T.“ zufolge, wiederholt, theils im Garnison-Lazareth zu Tempelhof, theils auf dem Transport dahin von der Hauptpost, auf unentgeltliche Weise solche Briefstücke an Bewohner des Lazareths, deren Werthinhalt beläuft war. Die Lazarethbeamten, welche mit den ankommandirten Postbeamten irgendwo zu thun hatten, wurden einer strengen Beobachtung unterworfen, was endlich dahin führte, daß einer der als Polizeispektoren im Lazareth fungirenden Invaliden-Unterspektoren in Verdacht geriet und vor einigen Wochen zur Untersuchung gezogen wurde. Das Verschwenden und Spolieren von Briefen dauerte dessen ungeachtet aber immer noch fort, so daß sich, wie die „Vorfahrt“ berichtet, die Lazarethbehörde endlich mit der Postbehörde in Verbindung setzte, in Folge dessen bei der letzten ein Expeditions-Assistent ebenfalls in Verdacht geriet. Vor einigen Tagen wurde nun dieser, als er nach Beendigung seines Dienstes das Dienstlokal verlassen wollte, zurückgerufen und in ein besonderes Zimmer geführt, in welchem sich mehrere höhere Postbeamte befanden, wo er einem Verhör und endlich auch einer Visitation unterworfen wurde, die seine sofortige Verhaftung zur Folge hatte. Man soll an dem Tage folgende Vertheilungen haben durch seine Hände gehen lassen, die in seinem Besitz gefunden worden sind. Der Mann ist verheiratet und hat auch bereits Familie. Ob der Lazarethbeamte dadurch vollständig von dem Verdacht gereinigt ist, hat noch nicht festgestellt werden können, derselbe befindet sich noch im Militärarrest in der Lindenstraße.

Eigenthümer zu gestohlenen Sachen gesucht. In dem Besitze eines professionellen Diebes haben sich die nachbenannten Wäschstücke befunden: Drei weiße Dabets- und zwei weiße Kopflinien Bezüge, zum Theil gezeichnet O. S. und W. S., ein Deckbett und zwei Kopflinien Bezüge, weiß und rotzfarrirt, ein Deckzug rotzfarrirt, weiß und blau farrirt; zwei Bettlaken, eines rotzfarrirt, fünf Handtücher, eines mit rotzfarrirt, eines mit blauer Kante; drei Tischtücher, zwei von grobem, sogenannten Hausmacherleinen, in der Mitte eine Nacht; eine Serviette, rotzfarrirt; acht Herrenhemden mit abnorm kurzen Ärmeln; zwei Frauenhemden, eines rotzfarrirt, eines pardeuse; Frauenhose, rotzfarrirt, H. B. und vier Leinwandstücke, drei rotzfarrirt. Gestohlen sind diese Wäschstücke im Januar oder Februar v. J. — es kann auch noch früher gewesen sein — gestohlen. Nachdem befindet sich in polizeilicher Verwahrung ein neues silbernes Umfahrgeloch und ein schwarzweißes Kopfsuch, wie es Landfrauen zu tragen pflegen. Automatisch fand diese Gegenstände in der Zeit vom 27. zum 29. September von einem Bauernwagen gestohlen worden. Die Eigenthümer der bezeichneten Sachen können sich auf dem Kriminal-Kommissariat Zimmer 77, in den Vormittagsstunden melden.

Bedlos mit einer Wunde am Kopfe wurde am Nachmittage des 27. d. M. der 44jährige Knabe Richard Rennemann gegenüber von dem Hause Engelauer 4 auf der Straße gefunden. Die angefertigten Ermittlungen haben ergeben, daß der Knabe vorher auf einem mit Brettern beladenen, von dem Ruffler L. geführten Wagen gefahren war. Vor dem Wollerschen Lokal, Engelauer 6, hielt der Ruffler an und begab sich, um ein Glas Bier zu trinken, in das Lokal. Er behauptet, daß er das Kind vorher abgesetzt und der Vorsicht gemäß ein Pferd abgefrängt habe. Diese Angaben scheinen indes nicht richtig zu sein, denn als das Kind in der Höhe der Hüllingsbrücke angehalten wurde, waren beide Pferde abgefrängt. Nach der Art der Verletzung kann auch nicht angenommen werden, daß das Kind von dem schwer beladenen Wagen überfahren worden ist, vielmehr gewinnt es den Anschein, daß F., als er das Fuhrwerk ohne Aufsicht auf der Straße stehen ließ, den Knaben nicht vom Wagen gehoben hat, daß letzterer beim Anhalten der Pferde vom Wagen gefallen ist und sich bei dieser Gelegenheit verletzt hat. Wenn diese Annahme sich als zutreffend erweist, so wird der Ruffler wegen fahrlässiger Tödtung sich zu verantworten haben.

Doppeltes Malheur hatte am Mittwoch Nachmittage die Inhaberin einer Porzellanwaarenhandlung in der Rittersbergerstraße. Die Frau hatte Proben ihrer Geschirre in der bekannten Art vor ihrem Kellerlokal ausgestellt. Ein vorbeigehender Stadtreisender, der beim Laufen ein in seinem Notizbuch lag, geriet dabei mit den Beinen in das Kellerlokal, wobei es befechtiger Weise Scherben gab. Da er der Aufforderung, den Schaden zu ersetzen, nicht nachkam, so veranfaßte die Porzellanfrau das übliche Galloß und den damit unfehlbar zusammenhängenden Kuffel und der in das Kellerlokal gereifte Stadtreisende mußte mit der lärmenden Frau den Weg zur Wache antreten. Hier aber stellte sich heraus, daß das zertrümmerte Geschirre, entgegen den polizeilichen Vorschriften, auf das Trottoir vor dem Kellerlokal niedergelegt gewesen war. Die lebhafteste Händlerin wird also wegen der fahrlässigen Zertrümmerung nicht nur keine Ansprüche geltend machen können, sondern sie hat auch noch obendrein wegen der Straßenspolizei-Kontravention das übliche Strafmandat zu erwarten.

Nach einer Mittheilung aus Stockholm ist am vergangenen Sonnabend der Polizeibeamte Wilhelm Walfrid von Baumgarten von dort entlassen, nachdem er 1625 Kronen dem Bollaute gestohlen hatte.

Das Ausdrücken der Ritterser aus dem Gefäß, in welchem die Rufe mit eist eines Ubschlüssels hat unter Umständen von bedeutenden Folgen. Der Ritterser B. hatte eine ganze Rufflerkarte dieser Parafien aufzuweisen und überließ sich der. Die ation eines Freundes, der ihm von den Ritterser B. mehrere Male über die Rufe gefahren und nahm schon am Abend eine bedeutende Anschwellung dieses Gefäßes wahr. Ein zu Rathe gezogener Arzt konstatierte eine Veranreinigung der noch wund gewordenen Stellen mit giftigen Substanzen und es gelang ihm nur durch eine gründliche Reinigung mit Kalz, einer weiteren Gefahr vorzubeugen. Der Fall kann jedenfalls zur Warnung dienen.

Zwei Kapitel von den Sittlichkeitsmännern. Die ziemlich weit verbreitete Meinung, daß in dem wunderbaren Roman „Kai“, wenn alle Knochen springen und die Sinnbilder einer Verbindung aus Natur in der Natur mit allem Beliebig

